

2,50€

davon 1,25 € für
den/die Verkäufer/in

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

AUGUSTIN

www.augustin.or.at

NUMMER 291 9. 2. - 22. 2. 2011

Die kleine Rapid wird 100!

Überlebens- künstler



**Feindbild
Profi-
Schnorrer**

**Mörder-
schwestern
im Kino**

BEIGELEGT: die ZEITUNG der ALTEN SCHMIEDE

Wenn das Geschäft nicht läuft, schlagen die Bettler zu

«**W**ie Gott, so lebt auch die Wirtschaft spartanisch, Letztere in einer Kammer, der Wirtschaftskammer, angesiedelt an einem Wirtschaftsstandort, der zum Wallfahrtsort verklärt wird. Die Bevölkerung wird zum Wirtschaftswehrdienst verpflichtet, wobei man sich nicht aussuchen kann, wie man der Wirtschaft am besten dient, ob als aktiver, in Arbeit stehender Kämpfer oder passiv, als Arbeitsloser; oder als jemand, der in Teilzeitarbeit, Kurzarbeit, Leiharbeit steht, der niederträchtigsten Form der Lohnsklaverei. Dümmeres Wirtschaften als das kapitalistische gibt es nicht. Es ist ein Kampf jeder gegen jeden. Das Kapital erklärt der Arbeit den Krieg, die Löhne sinken, die Profite steigen, und am Ende weiß man nicht, wohin mit den Erträgen, verjuxt sie und rettet sich in die Krise. Diese Wirtschaft kennt nur ein Prinzip, die Konkurrenz, und ein Ziel, den Profit – ein sinnloser Kreislauf. Der Antrieb zur Konkurrenz besteht darin, die Konkurrenz auszuschalten, der Zwang zum Profit führt dazu, den Profit wiederum in den Konkurrenzkampf zu investieren. Die Rolle des Menschen in diesem Wirtschaftsfaschismus beschränkt sich darauf, geopfert zu werden.»

Welch ein radikales Manifest, und wie überraschend, dass es ausgerechnet über die «Presse» verbreitet wurde, deren Wirtschaftsteil der Verteidigung des Wirtschaftswehrdienstes gewidmet ist und deren Feuilleton den Dichter Michael Scharang dazu einlädt, rhetorisch mit dem Wirtschaftsfaschismus abzurechnen. Wenig überraschend in Wirklichkeit, denn Scharang stand das «Presse»-Feuilleton immer schon zur Verfügung, wenn ihn die Eskalation der Unrechtsverhältnisse zu einer Wortmeldung drängte.

Es bräuchte ein Manifest, das – über das Scharang'sche hinausgehend – die Trennung der Menschen, die «zum Wirtschaftswehrdienst verpflichtet sind» (Scharang subsumiert hier richtigerweise auch die AMS-«Kunden»), von jenen, die aus dem Wirtschaftswehrdienst als Sündenböcke gänzlich ausgeschlossen sind (kommen im Scharang-Manifest nicht vor), nicht fortschreibt.

Die «Krone» nennt den ausgeschlossenen Teil der gänzlich Ausgeschlossenen: Profi-Schnorrer aus dem Osten. «Wenn das Geschäft nicht läuft, schlagen die Bettler zu»: eine «Krone»-Schlagzeile, die gegen Roma hetzt. Diese Klischees werden so lange wiederholt, bis auch KritikerInnen des «Wirtschaftsfaschismus» einander wechselseitig bestätigen, es habe überhaupt keinen emanzipatorischen Sinn, den BettlerInnen Geld zu geben. Ulli Gladik von der BettelLobby Wien hat aufgedeckt (**Seite 10**), wie unverfroren die Revolverzeitungen lügen, um die **Roma als Verkörperung des Bösen** schlechthin zu denunzieren. Der Ernst der Lage schreit nach einem Manifest, das in verständlicher Sprache mit der Idee vertraut macht, dass das Böseste (falls dieser Begriff eine soziale Realität beschreibt) eine um die BesucherInnen aus den nahen Roma-Ghettos erleichterte Großstadt ist: die urbane Anti-Utopie. Scharangs Terminus «Wirtschaftsfaschismus» wäre in diesem Fall um eine Dimension stimmiger ...

Wir dachten schon, unterm Juniorchef ließe sich der Krone-Journalismus in die Zivilität zurückführen

Bettler in Kirchen: Wer nichts gibt, bekommt Watsch'n



Bettler werden immer aggressiver: In Osttirol sind körperliche Attacken schon länger an der Tagesordnung. Dort wurden schon mehrfach Gläubige in Kirchen bedrängt und attackiert. Dabei ist Betteln in Tirol ja auf öffentlichen Plätzen verboten.

Die Schnorrer-Touristen aus dem Osten halten sich nicht an das Landesgesetz. Bettliertuppen ziehen durch Osttirol, um abzucashen. Und wenn das Geschäft einmal nicht gut läuft, machen Rumänen und Slowaken auch vor Gewalt nicht halt. "In Lienz wurden schon mehrfach Gläubige in Kirchen attackiert. Da sind Ohrfeigen keine Seltenheit", weiß ein Polizeibeamter. "Viele ältere Leute fürchten sich jetzt natürlich."

INFOBOX
+ Infopics: Die Tiroler Bilder des Tages
+ krone.tv - das musst du gesehen haben!

Wenn das Geschäft nicht läuft schlagen Bettler zu



Vereinsmeierey

Herausgeber und Medieninhaber:

Verein Sand & Zeit.
Herausgabe und Vertrieb der Straßenzeitung Augustin.
Vereinsitz: 1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31

Internet:

www.augustin.or.at
Updating: Angela Traußnig, Claudia Poppe

Vertrieb und soziale Arbeit:

Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Sonja Hopfgartner, Riki Parzer
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 54 55 133
Fax: (01) 54 55 133-33
vertrieb@augustin.or.at

Redaktion:

Karl Berger, Gerda Kolb, Mario Lang (DW: 13), Evi Rohrmoser, Reinhold Schachner (*reisch*, DW: 12), Robert Sommer (R. S., DW: 11), Angela Traußnig (DW: 10)
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90
Fax: (01) 587 87 90-30
redaktion@augustin.or.at

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe:

COVER: Mehmet Emir. FOTOS: Alexander Dubkowitsch, Mehmet Emir, Dagmar Haier, Barbara Huemer, Rainer Nesse, Klaus Pichler, @ock, ILLUSTRATIONEN: Anton Blitzstein, Thomas Kriebaum, Carla Müller, Magdalena Steiner. TEXTE: Marion Draxler, Hubert Christian Ehalt, Klaus Federmair, Ulli Gladik, Gottfried, Christina Grabner, Dagmar Haier (DH), Barbara Huemer, Rainer Krispel, Jenny Legenstein (JL), Rudi Lehner, Michael Lippitsch, Clemens Marschall, Uwe Mauch, Philipp Maurer, Christa Neubauer, Helmut Neundlinger (HN), Gernot Neuwirth, Jürgen Plank, Erwin Riess, Martin Schenk, Hilde Schmolzmüller, Richard Schubert, Raoul Starke, Clemens Staudinger, Marinko Stevanović. LEKTORAT: Richard Schubert

StrawanzerIn:

Claudia Poppe
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
strawanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin

Aurelia Wusch
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-14
radio@augustin.or.at

TV Augustin

Christina Steinle
1050 Wien, Reinprechtsdorfer Straße 31
Tel.: (01) 587 87 90-15
tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wortanzeigen siehe Hinweis auf Seite 20):

Gerda Kolb
Tel.: 0 699 19 42 15 92
inserate@augustin.or.at

Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft
1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:

AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch
Auflage dieser Nummer: 32.000

Mitglied des International Network of Street Papers



AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

Entschädigung für die Angeklagten! Sofort!

Ein herzliches Dankeschön für die Veröffentlichung des Beitrags von Herrn Neuwirth (Tierschützer-Prozess in Ausgabe Nr. 290, die Red.). Jedem aktiven Mitglied der Zivilgesellschaft wird angst und bange bei diesen Vorgängen, die Rechts-sicherheit willkürlich abschaffen. Es herrscht unter Rechtsexperten Einigkeit darüber, dass die Anklage nach § 278a klar rechtswidrig war. Sowohl der Gesetzestext wie auch die Intention des Gesetzgebers schließen eine Anwendung in diesem Fall aus. Trotzdem wird hier mutwillig auf 13 jungen Menschen herumgetrampelt, es werden Lebensplanungen zerstört, lustvoll private Schuldenberge provoziert. Wenn Österreich noch Anspruch darauf erhebt, ein Rechtsstaat zu sein, dann muss diesem perversen Treiben schleunigst ein Ende bereitet werden. Und natürlich stehen den Betroffenen dieses Justizskandals angemessene Entschädigungszahlungen zu.

Christine Muchsel, E-Mail

Ist Ihnen das Finanzkontrollverbot entgangen?

Sehr geehrte Herren! Ihr sehr interessanter Artikel – Österreich ist Raiffeisen – ist leider nicht komplett. Zu Ihrer Information: Diese marktbeherrschende Stellung hat Raika nicht durch deren Tüchtigkeit erreicht, sondern wegen

einem ungeheuren, undemokratischen Privileg. Nämlich ein unzeitgemäßes Finanzgesetz besagt, dass staatlich anerkannte Kirchen und Parteibetriebe nicht von der öffentlichen Finanz kontrolliert werden dürfen. Der Raiffeisenzentralverband ist eine AG und im Besitz der ÖVP. Dies zu Ihrer Information.

Hermann Lehner, E-Mail

Die Staatsanwälte vom anderen Ufer

Die österreichische Staatsanwaltschaft macht sich als Institution lächerlich, umso mehr, je länger der Tierrechtsaktivisten-Prozess dauert. Anderswo hat diese Institution eine für unser Verständnis völlig erstaunliche Funktion. Die Bundesstaatsanwaltschaft in Brasilien befürchtet «massive Umsiedlungen» von ärmeren

Bevölkerungsschichten wegen der geplanten Baumaßnahmen für die Fußball-Weltmeisterschaft 2014, las ich kürzlich in einer Zeitung. Die Staatsanwaltschaft im Bundesstaat São Paulo kündigte an, die Vorgänge um die sozialen Auswirkungen rund um die geplanten Baumaßnahmen zur Fußball-WM unmittelbar zu verfolgen. Dazu habe der Bundesstaatsanwalt Amtsanfragen an diverse Bundes-, Landes- und Bezirksbehörden versandt, um «detaillierte Informationen über die Prozesse der Umsiedlung und Wiederansiedlung von Familien zu erhalten». Diese Informationen seien von essentieller Bedeutung, um die Legalität und Ordnungsmäßigkeit der Maßnahmen zu überprüfen. Da die Fußball-WM ein Projekt mit Auswirkungen auf das ganze Land sei, müsse sich die Staatsanwaltschaft



auf Bundesebene des Falles annehmen. Dazu hat die Bundesstaatsanwaltschaft zum Schutze des Bürgers (Procuradoria Federal dos Direitos do Cidadão) in der vergangenen Woche in der Hauptstadt Brasília eine Sonderarbeitsgruppe mit dem Namen «Mega-Events und angemessenes Wohnen» gegründet. Sollten wir nicht den alpenländischen Staatsanwälten eine Bildungskarrenz in Brasilien gönnen?

Friedrun Heberth, E-Mail

Sorry, Thailandisches Militär

Das Thai-Militär habe unlängst von Russland 60 Helikopter gekauft, um Rebellen aus der Luft bekämpfen zu können, stand in Ausgabe 290. Richtig hätte es heißen sollen:

Die burmesische Junta hat von Russland 60 Helikopter gekauft ...

Sorry, fix und fertig

«Aktuelle F13-T-Shirts gingen durch die Presse von GuterStoff.com», titelten wir in Ausgabe Nr. 289. Unsere Freundinnen und Freunde aus dem fast 20 Jahre bestehenden soziaökonomischen Betrieb fix und fertig müssen sich ziemlich geärgert haben über die schlampige

Notiz. Denn nach wie vor sind es die Ex-Junkies von fix und fertig (extra für die besonders stigmatisierte Gruppe der DrogenkonsumentInnen gegründet; Trägerverein ist das Tageszentrum «Ganslwirt»), die für das ultimative Design sorgen. Anlass des Artikels mit dem leider gar nicht wahren Titel war die Nachricht in eigener Sache: Die neue F13-T-Shirt-Collection beziehen wir von GuterStoff.com. Hauptanliegen des Projektes in einem Satz: «Fair gehandelte T-Shirts aus Biobaumwolle, die sich alle leisten können.» Bedruckt – oder: mit der schwarzen Katze der unheimlichen Freitage dekoriert – werden die bunten Leiberl wie eh und je im Siebdruckverfahren bei fix und fertig, da fährt die Eisenbahn drüber.

GUSTL



www.dankeschön.at

GEHT'S MICH WAS AN?

Fußball verbindet?

In letzter Zeit ist der Trend zu erkennen, dass sowohl der Österreichische Fußball-Bund als auch die Bundesliga vermehrt gegen Diskriminierung, Rassismus und Homophobie im Fußball auftreten. So gibt es zum Beispiel einige Kooperationen mit der österreichischen Initiative gegen Rassismus und Diskriminierungen im Fußball «Fairplay. Viele Farben. Ein Spiel.» Zudem fungieren Nationalspieler wie Marko Arnautović, Veli Kavlak oder David Alaba in der Öffentlichkeit als «Role Models» für erfolgreiche Integration.

Umso enttäuschender ist deshalb die Tatsache, dass man für den Erwerb des 3er-Abos für die EM-Qualifikationsspiele der Nationalmannschaft im Jahr 2011 einen österreichischen Reisepass benötigt. Sollen sich also nur ÖsterreicherInnen für den österreichischen Fußball interessieren?!

Durch diese bürokratische Hürde – das Online-Formular auf der Website gestattet tatsächlich nur die Eingabe einer österreichischen Reisepassnummer – wird de facto allen InhaberInnen anderer Reisepässe der Zugang zu diesem sportlichen Großereignis verwehrt. Hinzu kommt, dass die Gegner Österreichs in der EM-Qualifikation Deutschlands, die Türkei und Belgien sind.

Vor allem aus Deutschland und der Türkei kommen große MigrantInnengruppen, von denen viele aus unterschiedlichsten Gründen (noch) keinen österreichischen Pass besitzen.

Der ÖFB schließt also bewusst Nicht-ÖsterreicherInnen vom Besuch der Qualifikationsspiele aus und untermauert damit den nationalen Gedanken im Fußball. Denn nur wer auch auf dem Papier ÖsterreicherIn ist, hat die Möglichkeit, die Länderspiele per ÖFB-Ticket live im Stadion zu verfolgen. Alternativ dazu können nicht-österreichische InteressentInnen über ihre heimischen Fußballverbände Karten erwerben. Problematisch nur, dass die erstens kleinere Kontingente für die Spiele in Wien haben und zum Teil noch gar nicht mit dem Verkauf begonnen haben.

In einer Zeit, in der die österreichische Nationalmannschaft aus Spielern vieler Nationen besteht, ist es geradezu absurd, diese Realität bei der Auswahl der Fans auszublenken und einen österreichischen Pass für den Kauf eines Tickets zur Bedingung zu machen. Wo bleibt da der vielgerühmte völkerverbindende Charakter des Fußballs? Dass ein Massensport wie Fußball genutzt wird, um gegen Rassismus, Homophobie und Diskriminierungen aufzutreten, ist sehr begrüßenswert. Aber wenn das schon passiert, dann sollte sich dieses Engagement auch in den Politiken der Verbände wieder spiegeln – auch, wenn es um den Zugang zu Karten geht.

Marion Draxler
www.zara.or.at

Pfarrer Pucher: Totales Bettelverbot ist verfassungswidrig

Der letzte Franziskus

Am Tag des Erscheinens dieser Augustin-Ausgabe tagte in der Steiermark der Unterausschuss des Landtages für Daseinsvorsorge. Dort sollte (falls der Terminplan des Landtags nicht modifiziert wurde) eine Novelle zum steiermärkischen Landes-Sicherheitsgesetz beschlossen worden sein, wonach jede Form von Bettelei an öffentlichen Orten als Verwaltungsübertretung bestraft wird.

Der Grazer Pfarrer Wolfgang Pucher, den LeserInnen längst als Anwalt der Ärmsten bekannt («der letzte Christ» in der Franz-von-Assisi-Linie, wie ihn kürzlich ein kritischer Theologe und Kenner der Kirchengeschichte charakterisierte), geriet einmal mehr in Rage: «Wozu diese Novelle, wenn es doch bereits gültige Bestimmungen gibt, die aufdringliches Betteln und Betteln mit Kindern verbieten. Das geplante Bettelverbot soll auch für alle Österreicher, die hin und wieder auf der Straße um Hilfe bitten, gelten!»

In einem «Manifest», das Pfarrer Pucher als Sprecher der Vinzenzgemeinschaft dieser Tage veröffentlichte, heißt es: «Es ist mehrfach nachgewiesen, dass die in unserem Land vor Geschäftslokalen, Kirchen und auf öffentlichen Plätzen um Hilfe Bittenden zu den ärmsten Menschen Europas gehören und dass diese das erbettelte Geld ihren notleidenden Familien zur Gänze nach Hause bringen.

Franz von Assisi, kontemporär: der
Grazer «Obdachlosenpfarrer»
Wolfgang Pucher

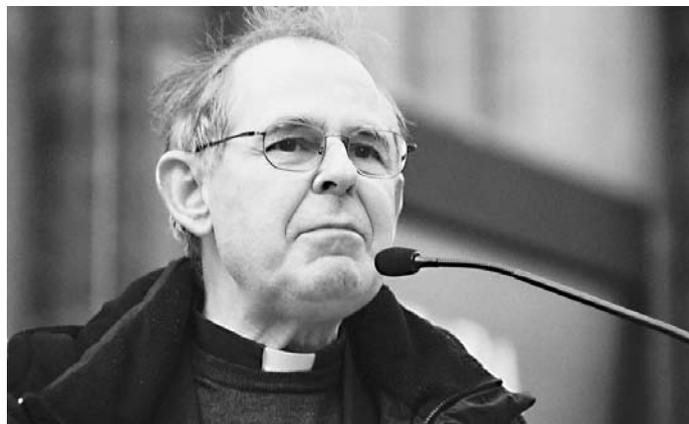


FOTO: RAINER NIESER

R. S.

eingSCHENKt

Fliegendes Klassenzimmer

Schulräume sind Container, in denen Fächer unterrichtet werden, keine SchülerInnen. Die Räume, in denen wir lernen und lehren, haben sich seit über hundert Jahren kaum verändert. Nach wie vor ist das Klassenzimmer im Format von 9 x 7 m der vorherrschende Ort eines im Stundenrhythmus getakelten Unterrichts.

Der Geist der Schule sitzt zwischen den Wänden. Nicht zufällig steht das Wort Schule für das Gebäude und das, was in ihm »gehalten« wird. Der Geist der Kaiserin Maria Theresia sitzt in den Wänden. Der Schulreform aus dem 18. Jahrhundert liegt die Idee der Kaserne zu Grunde mit dem 50-Minuten-Exerziertakt. Alles dreht sich um diese 50 Minuten, liebevoll heute Werteinheiten genannt. Die Bezahlung der Lehrenden wird in Werteinheiten gemessen, die pädagogischen Stundenkonzepte werden nach Werteinheiten ausgerichtet

und das Lernen wird in 50 Minuten Einheiten gesperrt. Architektonisch gießt sich die Kasernentaktung in Gebäude mit langen Fluren und den daran angeästelten Klassenzellen. Diese Architektur geht auch nahtlos über in das Industriezeitalter und die Organisationsform der Fabrik. Die Klasse bildet eine industrielle Form, der die Massenabfüllung als Idee zugrunde liegt.

Unsere Schulräume atmen die lange Tradition aus Kaserne, Fabrik, Gefängnis und Krankenhaus. Zum Verweilen laden diese Räume nicht gerade ein. Weder Schüler noch Lehrer. Der hässlichste Raum ist ja oft auch das Lehrerzimmer. Da wird und kann niemand gerne arbeiten. Eine andere Schularchitektur braucht es aber auch für die neuen ganztägigen Schulformen.

Ein anderer Typus von Raum hatte bisher kaum Chancen: Das wären Ateliers, Werkstätten, eine Küche,

«kinokis mikrokin» zeigt zwei Filme zu den Ereignissen der Februartage 1934

Anni Haider, rote Rebellin

Am 12. Februar 1934 kämpfen im Wiener Goethehof Schutzbündler gegen die faschistische Heimwehr. Mitten drin eine junge Frau, Anni Haider, Textilarbeiterin und politische Aktivistin. Als immer klarer wird, dass der Kampf verloren ist, deckt sie mit dem Maschinengewehr den Rückzug der fliehenden Männer. Verletzt und von der Polizei gesucht, verbirgt sie sich daraufhin einige Tage im damaligen Überschwemmungsgebiet der Donau, bis ihr aus der nahe gelegenen Armensiedlung «Brettl-dorf» Hilfe angeboten wird.

Karin Bergers 50 Jahre später entstandener Film wirft einen

Blick auf die dramatischen Februartage 1934 in Wien und berichtet von einem verlorenen Traum und dem Beginn des Faschismus in Österreich. «Des war knapp vorm Februar 34», erzählt die 1905 geborene Anni Haider, die damals Betriebsrätin war, «wir ham an großen Streik g'habt in meinem Betrieb, beim Silberstein.» Als sie sich vehement gegen Kurzarbeit einsetzt, «haben sie mich in die Kanzlei geholt und mich entlassen. Ich bin zurückgegangen und hab' mir mein Kapperl packt und alles und hab' gesagt: So, Kinder, ich bin entlassen als Betriebsrat.» Daraufhin ging die ganze Belegschaft in den Ausstand. Nach ein

paar Tagen arbeiteten jedoch alle wieder. Anni lebte von Heimarbeit und Arbeitslosengeld. «Sie haben aber keinen entlassen und nicht Kurzarbeit gemacht», erzählt sie nicht ganz ohne Stolz. Das sensible gefilmte Gespräch mit der Februarkämpferin kam im Zuge eines Wissenschaftsprojekts zustande, das «Die Rolle der österreichischen Frauen im antifaschistischen Widerstand 1938–1945» beleuchtet. Ein Beitrag zur never ending Bildungsdiskussion.

DH

I N F O

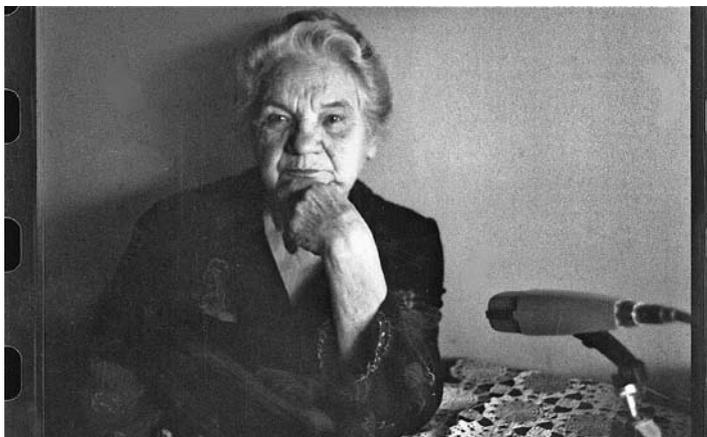
«Tränen statt Gewehre»
(Kurzfilm A 1984, 30 min, s/w)
Regie & Schnitt: Karin Berger, Elisabeth Holzinger, Lotte Podgornik, Lisbeth N. Trallori

17. 2., 19 Uhr
DEPOT, Breite Gasse 3, 1070 Wien
Eintritt frei.

Nach der Projektion Gespräch mit Karin Berger und Elisabeth Holzinger

anschließend:
«Die Kameraden des Koloman Wallisch»
(Spielfilm A 1983/84, 90 min)
Regie: Michael Scharang

Anni Haider beim Interview für Karin Bergers Doku «Tränen statt Gewehre»



eine Bühne. Kinder brauchen Welt: herausfordernde Gelegenheiten, Erwachsene die etwas können, gutes Material. Schule vermittelt nicht nur, sie ist auch etwas. Sie ist auch Küche, Labor, Werkstatt, Bühne, Garten.

Und Kinder sind keine Gefäße, in die man Wissen abfüllt. Besonders sozial erfolgreiche Schulkonzepte zeichnen sich durch die Orientierung an den unterschiedlichen Lebenswelten ihrer Schüler aus. Das funktioniert nicht mit dem «Trichterkonzept» (Schüler sind leere Köpfe, in die Wissen für die Zukunft gefüllt wird), sondern mit einem dialogischen Zugang: Lernprozesse werden initiiert, Vorerfahrungen und Lebenswelten der SchülerInnen zum Ausgang des Arbeitens genommen. Eine Lernumgebung, die unterschiedliche Geschwindigkeiten zulässt sowie Neugier und Konzentration anregt. Lehrende haben hier

Hebammenfunktion: Etwas zur Welt zu bringen, ohne es selbst zu gebären.

Hierfür benötigen die Schulen: Lerninseln, Freiarbeitszonen, Präsentationsmöglichkeiten, Projektarbeitsplätze, Treffpunkte und Ruhezonen. Das Lernen als individuelle Tätigkeit braucht funktionale Räume, die wandelbar sind und Gelegenheit bieten für stilles Lernen ebenso wie für Kommunikation in kleinen und großen Gruppen, für Forschen und Experimentieren, Lesen, Schreiben, kreatives Schaffen, Zusehen und Zuhören, Bewegung. Und das Lernen braucht die Öffnung in die Natur, die frische Luft, den Stadtteil, die Stadt.

So bekommt das alte Klassenzimmer Flügel. Und wird von einer neuen Schularchitektur auf den Boden gebracht.

Martin Schenk

Dr. Ehalts Praxis für nützliche Theorie

Wissenschaftspolitik? Beispiellose Defensive!

Zuerst die Ankündigung der Bundesregierung, Wissenschaft und Forschung uneingeschränkt zu fördern, und dann eine Defensive, ein beispielloser Rückzug. Zuerst die Erklärung der Bereitschaft zu einer in die Zukunft gerichteten Perspektive in einem Bereich der Politik, wo man am morgen und übermorgen denken muss; dann ein phantasieloser Pragmatismus, den man in einer Welt erwarten kann, die nach großen Katastrophen, in denen vieles zerstört wurde, vorerst Wiederaufbauarbeit leisten muss, und nicht in einem der reichsten Länder der Welt.

Die Wissenschaftspolitik der Regierung liefert in einer kurzen Zeit eine dichte Folge von Hiobsbotschaften. Keine klugen Weichenstellungen, von Ideen mit gesellschafts-, wissens- und wissenschaftspolitischer Inspiration ganz zu schweigen.

Der Bolognaprozess hat sich in vielfältiger Hinsicht gerade in seinen ureigensten Zielsetzungen – der Förderung einer Öffnung der Universitäten, der stärkeren internationalen Orientierung der StudentInnen und der Kompatibilität der Studienpläne – nicht bewährt. Die Bürokratie wurde für StudentInnen, ForscherInnen und Lehrende aufgebläht: neue Formulare statt einer inhaltsbezogenen, neuen, gesellschaftsbezogenen Orientierung. Die Jahrespläne und «Wissensbilanzen» werden fortgeschrieben, anstatt dass national und europäisch unter Einbeziehung der unmittelbar Betroffenen darüber nachgedacht wird, wo und wie rasch korrigiert und neu gestaltet werden sollte.

Stichworte der Wissenschafts- und Universitätspolitik: Schließung, Beschränkung, Gebühren; konkret «Standortbereinigung»; «Beseitigung des Wildwuchses»; «Bewirtschaftung» – allesamt Begriffe aus dem Vokabular eines Sozialingenieuriums, das bisweilen ein Déjà-vu-Erlebnis hervorruft. Die außeruniversitäre Forschung wird in völliger Unkenntnis ihrer inhaltlichen und ihrer demokratiepolitischen Bedeutung quasi als förderungspolitischer Irrweg dargestellt; dabei handelt es sich hier um einen Wissenssektor, der eine kaum zu überschätzende Bedeutung für die Entwicklung vernachlässigter Forschungsfelder, wie z. B. die NS- und Exilforschung, und für die Zivilgesellschaft in Österreich hatte und hat.

Neue Beschränkungen werden neue Ungleichheiten bringen in einer Welt, in der man sich von Wissen, Wissenschaft, Forschung und Bildung Impulse für mehr Chancengleichheit, Fairness und Kreativität für eine gerechte Welt erwarten kann, erwarten muss.

Hubert Christian Ehalt

«Gruppenbesteuerung» ist Klassenkampf von oben –
Aspekte der Raiffeisendominanz (Teil 8)

Fit & fett durch Osterweiterung

Zentral-, Osteuropa und Asien: An keinem Bankplatz fehlt das Giebelkreuz. Die Raiffeisen Bank International AG ist stolz auf eine einmalige Erfolgsgeschichte. Die wenigsten österreichischen Steuerzahler wissen, dass sie bei dieser Erfolgsgeschichte kräftig mithelfen dürfen. Das Stichwort ist «Gruppenbesteuerung».

Der Reihe nach: Die Raiffeisen Bank International verfügt nach eigenen Angaben in Zentral- und Osteuropa mit ihren lokalen Tochterbanken über 3000 Geschäftsstellen in 17 Märkten, in denen 15 Millionen Kunden von 56.000 Mitarbeitern betreut werden. Raiffeisen und Töchter stehen für das Kommerz-, Privatkundengeschäft und Investmentbanking zur Verfügung. Auch in Asien, beispielsweise in China, Singapur, Hongkong, Indien oder Kasachstan sind die ruralen Banker zugange. Überall dort gibt es Repräsentanzen.

Seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Systeme im Osten 1989 herrschte für westliche Banken in Zentral- und Osteuropa eine Goldgräberstimmung. Der Wiener Osteuropaexperte Hannes Hofbauer beschreibt den Zustand exemplarisch an Hand der Situation in Belgrad im Herbst 2000: «Die Raiffeisen Zentralbank fasste bereits drei Wochen nach der sogenannten «Bulldozer Revolution» vom Oktober 2000 den Plan, in Serbien ein Filialnetz zu gründen. Im Juli 2001 war man bereits dort, kurz darauf, am 1. Jänner 2002, wurde per staatlichem Dekret den vier größten serbischen Banken im Land die Lizenz entzogen. Die mit gleichem Stichtag stattfindende Euro-Umstellung trieb zig-, ja hunderttausende Serben in die Banken, um die unter dem Kopfpolster gehorteten DM in die neue europäische Leitwährung zu tauschen. In wenigen Monaten beherrschte die RZB



Potenzieller Armutstourist und Security: So spürt Wien die Krise im Osten. Wie der Raiffeisenkonzern sie spürt, ist Betriebsgeheimnis ...

20 Prozent des Privatkundenmarktes, schnell waren Filialen überall im Lande errichtet. Von Goldgräberstimmung zu reden, war nachgerade untertrieben; die Raiffeisen Zentralbank musste nicht einmal nach Gold graben, die Menschen kamen, standen Schlange und brachten das Geld vorbei.» (Hannes Hofbauer in «Wirtschafts- und Finanzkrisen im Kapitalismus, Historische und aktuelle Aspekte», Alfred Klar Gesellschaft, Wien 2010)

Danke, Herr Schlüssel!

Was hat dies mit den österreichischen Steuerzahlern zu tun? Während der wenig segensreichen Regierungszeit von ÖVP/FPÖ-BZÖ in der ersten Dekade des neuen Jahrtausends wurde im österreichischen Nationalrat die Idee der Gruppenbesteuerung zum gültigen Gesetz gemacht. Auch die raiffeisennahen Abgeordneten/Lobbyisten/Agenten hoben die Pfote, und schon war ein

Gesetz gültig, das dem Hause Giebelkreuz bares Geld an Steuerleistung sparen sollte: Im Rahmen der Gruppenbesteuerung lindern die Ausgaben ausländischer Tochterfirmen die Steuerlast inländischer Eigentümer. Beispiel: Die Firma XY verbucht in Österreich einen Gewinn von beispielsweise einer Million Euro, den sie versteuern sollte. Gleichzeitig investiert die Firma XY in eine Tochterfirma im Ausland ebenfalls eine Million Euro, die sie für dortige Aufwendungen braucht. Vor dem österreichischen Finanzamt schmilzt die Steuerlast gegen null.

Eine Gesetzeslage, die bewirkt, dass de facto der österreichische Steuerzahler durch Steuerausfälle im Inland die Raiffeisenexpansion im Osten finanzieren darf – wer jetzt glaubt, diese Situation wäre nach dem Regierungswechsel 2007 korrigiert worden, irrt natürlich. Aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls bedeutet der

Status quo für Raiffeisen eine günstige Situation. (Siehe auch Augustin 288/15. 12. 2010, Lutz Holzinger bespricht Hans Weiss' «Schwarzbuch Landwirtschaft»)

Die Mindestrentnerin muss zahlen!

Die Wirtschaftskrise seit 2008 hat auch im Osten tiefe Spuren hinterlassen. Österreichische Banken, insbesondere die Raiffeisengruppe – sowohl RZB, als auch Raiffeisen International – engagierten sich deutlich stärker im Osten als beispielsweise deutsche oder französische Institute. Österreichs Banken haben insgesamt 300 Milliarden Euro an Krediten in der Region vergeben. Damit die Ziffer anschaulich wird: Das österreichische Bruttoinlandsprodukt 2008, sprich der Wert aller in Österreich produzierten Güter betrug 280 Milliarden. Konservative Schätzungen gehen davon aus, dass rund 20 Prozent der verliehenen Gelder uneinbringlich sind. Das wären stolze 60 Milliarden Euro. Wieder kommt der österreichische Steuerzahler ins Spiel: Die SPÖ-ÖVP-Bundesregierung beschloss im Dezember 2008 eine staatlich garantierte Ausfallhaftung in der Höhe von 100 Milliarden Euro und zusätzlich einen 15-Milliarden-Euro-Fonds zur Stärkung des Eigenkapitals der diversen Banken.

Im Klartext (betrifft Raiffeisen, aber auch andere): Funktioniert ein Kreditgeschäft, zahlt der Kreditnehmer tüchtig Zinsen, freut sich die Bank und die Dividenden sprudeln. Funktioniert das Geschäft nicht, kommt kein Kapital zurück und werden keine Zinsen bezahlt, so dürfen die Steuerzahler, beispielsweise ein Notstandshilfebezieher oder eine Ausgleichszulagebezieherin, die für ihre Lebensmittel beim Diskonter Mehrwertsteuer bezahlen, mit ihren Steuerleistungen einspringen. Ein großartiges System für die Geldtempelbesitzer.

Jugendliche aus Margareten: Salwa, die Zeitungsmacherin

50 im November, 100 im Dezember

Salwa Dawoud – eine knapp 15-jährige Wienerin mit ägyptischen Wurzeln – ist die Älteste von fünf Kindern in ihrer Familie. Sie spricht vier Sprachen (Deutsch, Arabisch, Englisch und Französisch) und hat seit kurzem – neben ihren Hobbys Klavier und Eishockey – eine ungewöhnliche Freizeitbeschäftigung.

Salwa, du bist Neo-Zeitungshe- rausgeberin im 5. Bezirk. Wie kam es dazu?

Aus amerikanischen Filmen und Büchern kannte ich SchülerInnenzeitungen und fand die Idee sehr ansprechend, dass eine Gruppe junger Leute ein Redaktionsteam bildet und ihre Meinungen in Form einer Zeitung veröffentlicht. Deshalb wollte ich das auch in unserer Schule umsetzen. Letztendlich dauerte es aber doch ganz schön lange, bis aus dem Wunsch Wirklichkeit wurde. Ich spielte schon drei Jahre mit dem Gedanken an eine Zeitung, konnte aber tatsächlich erst Ende September 2010 mit der Arbeit beginnen. Es brauchte ja auch das Einverständnis des Direktors – der die Idee sehr begrüßte – und die Unterstützung anderer Interessierter. Auch unser Schulsprecher sicherte seine Hilfe zu. Die erste Ausgabe erschien schließlich im November 2010 mit einer Auflage von 50 Stück, im Dezember war die Auflage aufgrund der starken Nachfrage bereits doppelt so hoch.

Was braucht man deiner Einschätzung nach, um eine SchülerInnenzeitung zu gründen?

Wichtig sind Kontakte zu anderen Interessierten, die motiviert sind und bereit, Arbeit in das Projekt zu investieren. Man muss auch die Augen offen halten, was die LeserInnen interessieren könnte. Seit Herbst trage ich immer einen Notzblock bei mir, weil ich oft über

gute Hinweise stolpere oder Veranstaltungsankündigungen sehe, die wichtig sein könnten. Ebenso wichtig ist Geduld, denn es gibt auch immer wieder Rückschläge und man steht unter Zeitdruck. Ist die erste Ausgabe erst mal gedruckt, so läuft bereits wieder die Zeit, die nächste Nummer mit Inhalten zu füllen. Naturgemäß geschieht da vieles in der letzten Minute, weil wir ja nicht nur ZeitungsmacherInnen sind, sondern auch SchülerInnen, die in ihrem Alltag Hausaufgaben, Prüfungen und Tests bestreiten. Als Chefredakteurin habe ich da leider den Part, den MitschreiberInnen ein wenig auf die Füße zu steigen und sie an den Abgabetermin zu erinnern. Und der Zeitaufwand ist nicht zu unterschätzen. Pro Ausgabe investiere ich mindestens 25 Stunden, das meiste davon dann eben in der Fertigstellung vor dem Erscheinungstag, weil so

manche leere Seite sehr kurzfristig befüllt werden muss.

Was gefällt dir am besten an eurer SchülerInnenzeitung?

Es ist toll, das fertige Produkt in Händen zu halten und zu wissen, dass viele motivierte SchulkollegInnen daran mitgearbeitet haben. Es ist ein schönes Gemeinschaftsprojekt, und das gefällt mir besonders gut daran. Was Inhalte und Layout betrifft, sind wir noch nicht vollkommen zufrieden und wollen uns weiter verbessern.

Und wie finanziert ihr eure SchülerInnenzeitung?

Einen Teil bezahlt die Schule in Form von Papier und Kopierkosten. Wir verkaufen jedes Stück um 50 Cent, wovon wieder ein Teil an die Schule zurückfließt. Darüber hinaus haben wir leider kein Budget.



«Eigentlich wollte ich schon mit 12 eine SchülerInnenzeitung machen»: Chefredakteurin Salwa Dawoud

Bei der letzten Ausgabe hat uns das Jugendzentrum mit Kopien unterstützt und auch beim Layout konnten wir uns Know-how vom Jugendzentrum holen. Die zweite Ausgabe wurde im Unterschied zur ersten bereits in Adobe InDesign gestaltet, was mehr Arbeit brachte, jedoch auch ein schöneres Ergebnis.

Siehst du deine berufliche Laufbahn auch im Bereich des Journalismus?

Ich würde gerne Rechts- und Politikwissenschaften studieren. Ich schließe nicht aus, mal als Journalistin zu arbeiten, aber Politik interessiert mich auch sehr.

Wenn du bereits jetzt Politikerin wärst, was würdest du verändern?

Ich würde ein Budget für SchülerInnenzeitungen einrichten (lacht). Ich meine es ernst, es gibt Staaten, die ein öffentliches Budget für SchülerInnenzeitungen haben, und die LeserInnen bekommen die Zeitung kostenlos. Das finde ich sehr gut. Man hat als HerausgeberIn dann auch weniger Stress mit der Finanzierung. Ich denke, dass das fehlende Budget viele davon abhält, eine SchülerInnenzeitung zu gründen.

Salwa, was sagen deine Eltern und deine Geschwister zu deinem neuen Hobby?

Sie finden es großartig und freuen sich mit mir. Auch meine Geschwister helfen, etwa wenn wir die Zeitungen falten und sich jede/jeder einen Paken nimmt, damit ich schneller fertig bin. Außerdem schreiben sie selbst auch gerne Beiträge für die Zeitung.

Die SchülerInnenzeitung «HoW» erscheint monatlich und umfasst derzeit 12 Seiten. Das Redaktionsteam besteht aus rund 20 SchülerInnen des Joseph Haydn Gymnasiums in der Reinprechtsdorfer Straße im 5. Bezirk.

Mit Salwa Dawoud sprach Christina Grabner (Jugend- und Stadtteilzentrum Margareten, 5erHaus).

Tierschützerprozess: Anklagebehörde traut sich nicht mehr umzukehren und niemand pfeift sie zurück

Hat der Staat immer recht? Für viele Beobachter ist der § 278a – der unsere Gesellschaft angeblich vor «kriminellen Organisationen», tatsächlich aber gegen engagierte GegnerInnen von Tierfabriken schützt, der unverschämteste Angriff auf unsere bürgerlichen Grundrechte seit dem Zusammenbruch des Nazistaates. Sie fordern daher eine Novellierung, um seinen willkürlichen Missbrauch gegen unangenehme Kritiker auszuschließen. Wir setzen unsere Zwischenbilanz nach der Winterpause des Prozesses gegen TierrechtsaktivistInnen fort.

Wie sich zeigt, versucht man den § 278a gerade zur Vernichtung allzu erfolgreicher AktivistInnen einzusetzen. Die österreichischen Tierschützer haben mit ihren drastischen Methoden – wie Dokumentation der himmelschreienden Zustände in der Tierhaltung und Vorführung der mit versteckter Kamera aufgenommenen Filme – mehrere Tierschutz-Gesetze erzwungen, die international als Vorbild gelten. 2008 wollten sie sich die noch nicht befriedigend geregelte Schweinezucht vornehmen. Dazu kam es nicht mehr.

Aber auch anderes Engagement, etwa gegen Atomkraft oder für die Erhaltung einer Aulandschaft, kann bereits jetzt mit diesem Paragraphen (den es bei «Zwentendorf» und «Hainburg» in

dieser Form noch nicht gab) verfolgt werden. Dass die geplante Novelle auch gleich der Pressefreiheit an den Kragen will, überrascht nicht. Zählten doch die Medien in der Tierschützercausa mit wenigen Ausnahmen zu den wenigen Verteidigern des Rechtsstaates – als vierte Macht, wo Legislative, Exekutive und Justiz so jämmerlich versagt haben (was keineswegs als Pauschalkritik sämtlicher MitarbeiterInnen dieser Staatssegmente zu verstehen ist).

Aber durchaus lebenswürdige Polizeibeamte sehen beim Wort «Tierschützer» rot – durchwegs ohne Detailkenntnisse des Falles. Bekommen einen versteinerten Gesichtsausdruck und sind überzeugt, dass es sich wie seinerzeit bei den Atomgegnern und später bei den Ausschützern um gefährliche Staatsfeinde handelt. Wie sehr ihre Stigmatisierung zur «Staatsräson» geworden ist, zeigte sich, als das Innenressort und das Justizressort in ihrem Kampf gegen den Tierschutz vom Finanzressort Schützenhilfe suchten: 2009 wurde dem zuständigen Finanzamt nahegelegt, dem Verein gegen Tierfabriken (VgT) den Gemeinnützigkeitsstatus abzuspochen. Damit wären, jahrelang rückwirkend, horrend Summen an Schenkungssteuer für Spenden fällig. Der Verein wäre mit einem Federstrich vernichtet. Bestünde der österreichische Beamtenapparat ausschließlich aus Typen wie Qualtingers Herrn Karl, dann hätten die Finanzer wohl ein paar Begründungen erfinden können. Sie aber entschieden nach der Rechtslage und nicht nach dem Wunsch irgendwelcher

mächtiger Einflussnehmer und gehören daher stellvertretend für die vielen anderen demokratiekompatiblen StaatsdienerInnen vor den Vorhang. Ebenso wie jene Richterin des Unabhängigen Verwaltungssenates, die einmal ein ungerechtfertigtes Straferkenntnis gegen ein paar Tierschützer aufhob.

Die Erfindung der Wr. Neustädter Zuständigkeit

Eine gewisse naive Mitschuld an den Unannehmlichkeiten, die sich die Frau damit Jahre später einhandelte, muss man leider den Tierschützern zuschreiben. Hat «Chefangeklagter» Martin Balluch sie doch in einem internen Mail sinngemäß dafür gelobt, dass sie ein Herz für Tierschutz habe. Hätte er einfach geschrieben, sie habe eben die Rechtsstaatlichkeit gewahrt, dann wären ihr Jahre später Einvernahme, Hausdurchsuchung und Telefonabhörung durch die berüchtigte SOKO Pelztier erspart geblieben. Diese wittert nämlich eine Mitgliedschaft bei der erfundenen kriminellen Organisation.

Berücksichtigt man noch weitere Seltsamkeiten aus dem Vorfeld des Prozesses, dann kommt einem endgültig das Schaudern.

Da werden also im Mai 2008 zehn Sündenböcke aus der Tierschutzszene nach allen Regeln eines Hollywood-Schundfilmes mit gezogener Pistole aus den Betten heraus verhaftet, auf Anordnung jener Wiener Neustädter Staatsanwaltschaft, die die Tierschützer schon seit 2006 jagt. Wieso ausgerechnet diese Staatsanwaltschaft, der Beobachter eine besonders ausgeprägte Jagdfreundlichkeit und Tierschutzfeindlichkeit nachsagen, dann auch für den Prozess zuständig wurde, bleibt unklar. Vorher war nämlich laut Akt Wien zuständig. Die Änderung hat irgendwie mit einem «Computerfehler» zu tun, durch den ein elfter Name auf die Liste gerät. Der Mann hat mit Tierschutz nichts zu tun, aber für ihn und somit dann für die ganze Liste ist – solch unglaubliche



WR. NEUSTADT WIRD WELTBEKANNT, LEIDER MIT NEGATIVEM VORZEICHEN. Mitte November blockierten tschechische MenschenrechtsaktivistInnen ein paar Minuten lang den Grenzübergang Mikulov-Drasenhofen, um darauf aufmerksam zu machen, dass der Tierschutzprozess einem Gerichtsverfahren in einer «Bananenrepublik» alle Ehre macht. Marek Vorsilka, Leiter der internationalen «Shame on Austria»-Kampagne dazu: «Dieser Prozess ist eine Verhöhnung der wesentlichen Forderungen der europäischen Menschenrechtskonvention»

WELTWEIT WARTEN

Das bewährte Augustin-Duo Mario Lang (Bild) und Uwe Mauch (Text), bekannt als unentwegte Entdecker von «LokalmatadorInnen», liefern uns in den nächsten Dutzenden Ausgaben sozusagen GlobalmatadorInnen. Sie befinden sich derzeit auf vielwöchiger Weltreise (nicht in Augustin-Diensten, versteht sich). Wo immer sie durchreisen, fotografieren sie Menschen, die auf öffentliche Verkehrsmittel warten. Die Summe der Fotos ergibt – warten wir's ab – ein Dokument der Diversität des Wartens in den verschiedenen Kulturen.



Hongkong, Jänner 2011: Während die Oberschicht mit ihren Luxuskarossen die Straßen unsicher macht, bleibt den Unteren höchstens der oberste Stock des Busses

Zufälle gibt's ja manchmal – ausgerechnet Wiener Neustadt zuständig. Prompt verschwindet er wieder von der Liste, erfährt angeblich erst aus der Zeitung, dass er drauf war. Wäre Wien oder ein anderes normales Gericht zuständig geblieben, wären die zehn genauso in Untersuchungshaft gewandert, erklärt dem Schreiber ein befreundeter Jurist. Allerdings eher auf drei Tage als auf dreieinhalb Monate, fügt er hinzu.

Als es nun tatsächlich zu einer Anklage kommt, fordern die Verteidiger natürlich eine Korrektur. Die Verhandlung möge in Wien stattfinden. Sonst müssten alle Beschuldigten und ihre Anwälte ja dreimal pro Woche mit dem gesamten Aktenmaterial nach Wiener Neustadt fahren. Aber nun sagt die Justiz, man könne doch dem zuständigen (!) Gericht nicht einfach seine Zuständigkeit (!) entziehen. Seither müssen Beschuldigte, Anwälte und Prozessbeobachter schon mehr als 60 Mal nach Wiener Neustadt fahren. Und wenn HAK- und Polizeischüler den Saal blockieren, müssen die Beobachter unverrichteter Dinge wieder umkehren.

Aus der langen Liste von Seltsamkeiten, Skurrilitäten und Schikanen noch drei Posten in Schlagworten: Eine richterliche Anordnung,

den Angeklagten und ihren Anwälten endlich die rechtswidrig verwehrte Akteneinsicht zu gewähren, wird einfach ignoriert. Einige Tage vor der Wiederholung der Anordnung wird der Richter versetzt.

Die Anklagebehörde wird fallen – die Steuergelder bleiben verschleudert

Die Beschuldigten dürfen nicht wie Richterin, Staatsanwalt und Anwälte Computer verwenden – bei 200.000 Seiten Aktendicke. Fotografieren sie aber Auszüge mit dem eigenen Handy, müssen sie pro Seite 50 Cent bezahlen.

Die SOKO interpretiert das Betreiben von Eierprüfstellen durch Tierschützer als Erpressung oder Einschüchterung, will dies auch REWE, SPAR und Toni Hubmann (Tonis Freilandeier) nahelegen. Nur Hubmann reagiert. Der tritt nämlich umgehend dem VgT bei.

Manche sind überzeugt, dass der seltsame, völlig ungewohnte behördliche Übereifer nicht von selbst entstanden ist, sondern von einflussreichen Hintermännern und Hinterfrauen bestellt worden sein muss. Sie verdächtigen Einzelpersonen und Wirtschaftssektoren, denen

die Tierschützer den Spaß oder das Geschäft verderben – machtvolle Jägermeister, grausam fasanzüchtende Grafen, die Schweinezüchter, die Tierversuchsindustrie, die Jägerschaft, den Pelzhandel. Fest steht jedoch nur, dass Kleiderbauer nach Attacken auf seine Pelzkollektionen 2007 bei den Behörden intervenierte und daraufhin die SOKO Pelztier gebildet wurde. Einflussnahmen weiterer Personen sind plausibel, bleiben aber unbeweisbare Spekulation. Würde man dennoch konkrete Beschuldigungen erheben, dann begäbe man sich tief hinunter – auf das Niveau der Anklagebehörde.

Eine komplette Aufzählung aller für einen Rechtsstaat höchst eigentümlichen Vorgänge würde bereits ein Buch füllen. Gemeinsam dürften sie eines belegen: Eine Anklagebehörde hat sich auf eine abschüssige Glatteisbahn verirrt, wagt schon lange nicht mehr umzukehren, schlägt stattdessen wild um sich. Im Laufe ihrer Horrorfahrt, die wohl mit einem blamablen schweren Sturz enden wird, versenkt sie Millionen an Steuergeldern, vernichtet die Existenz unbescholtener Bürger und kann offenbar von niemandem zurückgepfiffen werden.

Gernot Neuwirth

«Krone» erfindet neue Gefahr fürs christliche Abendland: Ost-Profi-Schnorrer

Chronologie einer Verhetzung

Die Freiheitlichen in Klagenfurt fordern ein Bettelverbot. Die «Kronen Zeitung» macht Stimmung. In Klagenfurt und Lienz hätten Bettler in Kirchen Gläubige geohrfeigt, schreibt sie im November. Die Polizeibeamten, die dort zitiert werden, sind allerdings unauffindbar. Auch die Anzeigen. Ja selbst die Täter, Zeugen und Watschenopfer. Doch die Geschichte setzt sich fest. In den Köpfen von Politikern und ihrem Wahlvolk. Von Kirchenvertretern und ihren Schäfchen. Bettelverbote werden gefordert – und Gewalt.

«Auf die Bettelhand steigen» empfiehlt ein Poster auf krone.at. Auch Knüppel, Arschritte und Pfefferspray werden da gefordert, um sie gegen Bettler einzusetzen. Der Kärntner Volkszorn kocht über. «Profischnorrer» aus dem Osten hätten im Klagenfurter Dom Gläubige geohrfeigt und ältere Damen angeschrien. Auch Dompfarrer Allmaier bestätigt das. Der Pfarrer empfiehlt den Gläubigen, vorsichtig zu sein. So steht es jedenfalls in der «Krone». Am 29. 11. Drei Tage davor hatte der blaue Klagenfurter Stadtrat Germ einen Antrag auf Änderung des Landessicherheitsgesetzes eingebracht: «Organisiertes» Betteln sollte an vielen Orten verboten werden.

Vom Polizeikommandanten Monitzer erfährt der Augustin jedoch: «Wenn es Anzeigen gegeben hätte, wäre mir das sicher bekannt.»

Am 30. 11. 2010 erfährt der Krone-Zeitungs-Leser über ähnliche Ereignisse in Osttirol: «Ohrfeigen wären da überhaupt keine Seltenheit», erzählt ein namenloser Polizeibeamter, denn wenn die Geschäfte schlecht liefen, würden die Rumänen und Slowaken auch vor Gewalt nicht Halt machen. Die Täter konnten sogar ausgeforscht und angezeigt werden, heißt es da. Zurück blieben verängstigte Bürger,

denn «Bettlerbanden ziehen durchs Land und grasen eine Gemeinde nach der anderen ab». Der Gesetzeshüter wäre machtlos.

«Das ist mir neu», sagt Oskar Monitzer, der stellvertretende Polizeikommandant von Lienz, zum Augustin. «Ich weiß nicht, mit welchem Beamten da gesprochen worden ist.» Also keine Bettler, die Menschen attackieren und ohrfeigen? «Nein, damit haben wir bis jetzt kein Problem gehabt. Wenn es Anzeigen gegeben hätte, wäre mir das sicher bekannt», so Monitzer. Auch Klagenfurts Stadtpolizeikommandant Schluga kann die Vorfälle nicht bestätigen: «Ich hab das extra nachrecherchieren lassen, wir haben aber weder eine Anzeige, noch haben wir Zeugen gefunden. Es gibt allerdings eine Frau, die so genannte «Ein Euro»-Frau. Das ist eine Dame, die bettelt seit Jahren die Leute um einen Euro an, sogar während der Messe.»

Eine Österreicherin hat also während der Messe gebettelt. Aber Ohrfeigen? «Nein, wenn Bettler aggressiv wären, könnten wir ja eingreifen», sagt Schluga, und: «Sie müssen eines wissen, 50 Prozent der Bevölkerung geben den Bettlern was, 50 Prozent regen sich riesig auf. Und da sind wir mitten drin.»

Und was ist mit den «Hintermännern»?

Schluga: «Das ist allseits bekannt. Die Bettler werden in der Früh gebracht und am Abend werden sie wieder geholt. Im Prinzip gehört das Geld den Bettlern nicht.»

Augustin: «Wie haben Sie das beobachtet?»

Schluga: «Weil alle zwei, drei Stunden einer vorbeigeht und das Geld abkassiert.»

Augustin: «Haben Sie das gesehen?»

Schluga: «So wird es kolportiert, ich selber hab es nicht gesehen, aber so wird geredet.»

Augustin: «Das sind also keine Ermittlungsergebnisse, sondern

das sind Beobachtungen, die man in der Stadt macht?»

Schluga: «Das sagen die Leute, ja.»

Und was sagt der stellvertretende Lienzer Polizeikommandant dazu?

«Da sind mehrere Familien gleichzeitig unterwegs, die reisen mit dem Zug an oder mit dem Privatauto.» Sind sie kriminell organisiert? «Kriminelle Organisation müsste man nachweisen können, sonst kann man davon nicht sprechen», so der Polizist Monitzer.

Zurück zur «Kronen Zeitung». Am 3. 12. 2010 haben sich laut Online-Umfrage schon 93 Prozent gegen die «Profi-Bettler» ausgesprochen. Diesmal wird ein anderer Kirchenvertreter zitiert. Der Kärntner Caritas-Präsident Viktor Omelko. Er spendet auf der Straße keinen Cent, denn «der Großteil der Gelder geht nämlich nur an die Bosse.» Von «Bossen» war aber seinerseits keine Rede, dementiert er gegenüber dem Augustin, «wohl aber davon, dass diese Bettlergruppen sippenmäßig organisiert sein könnten.»

Wie aus einem Kombi ein Mercedes wird

«Kronen Zeitung», 14. 11.: «Troubles für «Ein-Euro-Frau» und Co.» – Die Freiheitlichen fordern Polizeischutz, Zivilstreifen, ja sogar ein generelles Bettelverbot, um die «aggressive Schnorrerei» endlich ahnden zu können. Auch die Krone-Postings sind wieder entsprechend: Man solle die Bettler «zu Fuß über die Grenze treiben». Posterin «Claudi» meint, dass es das unter Herrn Haider nicht gegeben hätte. Außerdem habe sie Angst, weil «die Zigeuner ja auch Hunde essen». Sie wäre froh, nicht in der Nähe des Minimundus zu wohnen. Denn am selben Tag entdeckte die «Krone» dort ein «Bettler-Lager», wo mehrere Familien «hausten». Auch diesmal bestätigt ein Ermittler (wieder namenlos) die Aggressivität der Bettler: «Wir zeigen sie immer wieder auch wegen aggressiven Bettelns

an, aber die meisten tauchen danach unter und werden dann von anderen abgelöst.»

Auch diese Anzeigen hat es nicht gegeben, so Stadtpolizeikommandant Schluga zum Augustin: «Wir haben in Klagenfurt zwischen 5 und 15 Bettler. Das sind immer dieselben, die kommen schon seit Jahren. Aggressiv sind die nicht, sonst würden wir ja einschreiten.» Das Lager bestand übrigens aus zwei Zelten.

«Die Armen mussten bei Minusgraden hausen und wurden dann von einem Mercedes abgeholt und in die Stadt zum Betteln gebracht», weiß der blaue Stadtrat Wolfgang Germ.

Ein Mercedes also. Haben Sie den auch gesehen, Herr Schluga?

«Wir haben das nicht beobachtet.»

Aber glauben Sie, stimmt das?

«Ja freilich stimmt das, ich bin überzeugt davon. Aber wer das ist, das haben wir nicht beobachtet, wir müssten sie 24 Stunden observieren, wir haben das eine Zeitlang gemacht und haben einen weißen Kombi gesehen, der sie in die Stadt gebracht und wieder rausgeführt hat. Und jetzt soll das halt ein Mercedes sein.»

Augustin: «Aber die Bettler sind ja wahrscheinlich mit dem Auto aus der Slowakei gekommen?»

«Ja ja, freilich. Wie gesagt, das mit dem Mercedes hört man über fünf Ecken.»

Am nächsten Tag wurden die Zelte von Magistratsbeamten entfernt. Um zu erfahren, was mit den Menschen passiert ist, die hier genächtigt haben, rufen wir bei der Stadtverwaltung Klagenfurt an und werden gleich mit dem freiheitlichen Stadtrat Germ verbunden, denn «der kennt sich da aus». Germ erzählt uns schließlich genau das, was wir davor schon in der «Kronen Zeitung» gelesen haben. Als wir ihn darauf hinweisen, dass die Polizei weder Anzeigen, noch Ergebnisse noch Beweise zu aggressiven Übergriffen und «Hintermännern» hat, meint er: «Das wird die Polizei halt nicht öffentlich sagen.»

krone.at

- NACHRICHTEN
- Österreich
- Welt
- Sport
- Steil
- Job & Geld
- Wissen
- Wetter
- VIDEOS
- STARS & SOCIETY
- Musik
- Kino
- FAMILIE
- TV-Programm
- Haustiere
- Kochrezepte
- Bauen & Wohnen
- GESUND & FIT
- Horoskop
- Reisen & Urlaub
- AUTO & MOTORRAD
- DIGITAL
- SPIELE
- Spiele-Tests
- KLEINANZEIGEN
- Firmensuche
- Gastro-Tipps
- Vorteilszone
- Shop
- Erotik
- Partnersuche
- ARCHIV

"EINE SPENDE, BITTE"

29.11.2010, 23:52 WEITERE KÄR

FPK will Betteln auf Friedhöfen und vor Kirchen verbieten



Bettler, die Gläubige in der Kirche ohrfeigen, Schnorrer, die Senioren vor Friedhöfen abpassen und eine Spende erzwingen wollen: Die Klagenfurter FPK will das abstellen. Ein schärferes Landes-Sicherheitsgesetz soll die Handhabe bieten, das Betteln in sensiblen Zonen ganz zu verbieten. Das wird aber nicht durchgehen...

Wenn im Klagenfurter Dom ein Gottesdienst erst dann weitergehen kann, wenn die berühmte "Ein-Euro-Frau" ihre Spende bekommen hat, ist das eine Sache. Eine andere, wenn Profi-Schnorrer aus dem Ausland in der Kirche Gläubige ohrfeigen, weil diese ihre Brieftaschen nicht öffnen - wir haben darüber berichtet.

INFOBOX

- » Fühlst du dich durch Bettler in Kärnten gestört?
- » Auch andere Städte haben Probleme mit Bettlern

TOP-THEMEN

- » Wehrpflicht
- » Euro-Krise

Bettler in Kirchen: Wer nichts gibt, bekommt Watsch'n



Bettler werden immer aggressiver: In Osttirol sind körperliche Attacken schon länger an der Tagesordnung. Dort wurden schon mehrfach Gläubige in Kirchen bedrängt und attackiert. Dabei ist Betteln in Tirol ja auf öffentlichen Plätzen verboten.

Die Schnorrer-Touristen aus dem Osten halten sich nicht an das Landesgesetz. Bettlertruppen ziehen durch Osttirol, um abzucashen. Und wenn das Geschäft einmal nicht gut läuft, machen Rumänen und Slowaken auch vor Gewalt nicht halt. "In Lienz wurden schon mehrfach Gläubige in Kirchen attackiert. Da sind Ohrfeigen keine Seltenheit", weiß ein Polizeibeamter. "Viele ältere Leute fürchten sich jetzt natürlich."

INFOBOX

- » Infopics: Die Tiroler Bilder des Tages
- » krone.tv - das musst du gesehen haben!

Wenn das Geschäft nicht läuft schlagen Bettler zu



krone.at

STARTSEITE » ÖSTERREICH » KÄRNTEN » Auch andere Städte haben Problem

VERBOT GEFORDERT

29.

Wie würden Sie «organisiertes» Betteln definieren, Herr Stadtrat? «Erstens amol aggressives Betteln und daun holt, wo ma merkt, dass holt die Leute überhaupt nit amol von Österreich sein, keine österreichische Staatsbürgerschaft ham, dass irgendwas daherstammeln, sich nicht einmal ausweisen können, dann ist das für mich organisiert.» (Der freiheitliche Klagenfurter Stadtrat Germ zum Augustin)

Er jedenfalls wisse, dass die Bettler in der Früh von einem Auto abgeholt und in der Innenstadt abgesetzt werden: «Dann wird den ganzen Tag gebettelt, und am Abend kommt wieder der Oberguru von denan, und dann fahren sie wieder raus und schlafen wieder in der Nacht. Das wiederholt sich immer wieder.» Und wer ist der Oberguru?

Stadtrat Germ: «Das dürfen sie mich nicht fragen, das ist ja organisiert bitte!»

Ist der nicht gefunden worden? Stadtrat Germ: «Keine Ahnung!»

Auch ihm wurde das erzählt, vor Ort, von Passanten, die das auch zur Anzeige gebracht hätten. Auch wenn's diese Anzeigen nicht gibt. Stadtrat Germ: «Ich weiß nur, dass die Personen in der Innenstadt gebettelt haben und dass das einfach organisiert ist. Man muss das einfach so zur Kenntnis nehmen!» Außerdem stehe sogar die Kirche hinter seinen Bettelverbotsforderungen.

Dompfarrer Allmaier berichtet uns, dass ihm die Geschichte mit den Ohrfeigen erzählt wurde. Die Frau will allerdings nicht befragt werden. Und er selbst fühlt sich von den Medien instrumentalisiert. Er hat nichts gegen Bettler. Er findet es sogar romantisch, wenn im Sommer in der Altstadt Bettler sitzen und Gitarre spielen: «Das ist nett, da gebe ich gerne was», so der Dompfarrer. Man müsse allerdings unterscheiden, ob das arme Leute sind, denen man helfen muss, oder ob es hier um «Bettlerunwesen» geht, denn das sollte man einstellen, meint der Dompfarrer. Auch die Katholische Aktion Kärnten fordert in ihrer Presseaussendung Gesetze, um «gegen die sich in der Nähe zum Menschenhandel befindliche Praxis, etwa im Rahmen des organisierten Bettelns» einschreiten zu können. Woher sie ihre Kenntnisse über diese Praxis habe? «Das ist

ja allgemein bekannt!», so die Pressesprecherin zum Augustin.

Wo die Kärntner die «Avantgarde» bilden

Es ist ja allgemein bekannt: Die Geschichte mit dem «Bettelunwesen», den «Hintermännern», den «Schleppern», und «Ausbeutern». Und dass sie mit einem Mercedes fahren. «Bekannt» ist auch, dass «Zigeuner» Hunde essen, in «Lagern hausen» und «sippenmäßig» organisiert sind. Bekannte Geschichten, die von Pressesprechern, Politikern und Kirchenvertretern als Tatsachen bestätigt werden. Unhinterfragt. Ungeachtet wissenschaftlicher Studien, die diese Gerüchte schon seit Jahren dementieren. Ungeachtet der Untersuchungsergebnisse der Polizei. Ungeachtet dessen, dass Geschichten dieser Art vor 70 Jahren zur Ermordung von einer halben Million Roma und Sinti geführt haben.

Nichtsdestotrotz.

Die Geschichten sind praktisch. Für die Medien, weil sie ihre Schlagzeilen haben, für Passanten, weil sie ohne schlechtes Gewissen an Bettlern vorbeigehen können, für Kirche und Politik, weil sie sich nicht um Armut kümmern müssen. Und wenn das Volk mal wieder unzufrieden ist, wird es seinen Zorn nicht gegen Kirche, Staat und Regierung richten, sondern gegen eine Gruppe, die ihm schon immer äußerst suspekt war.

Auf der Website neolandeshauptmann.forumieren.com heißt es: «Müssen erst die Kärntner zorn erfüllt ausdrücken und anfangen, Roma aus der Stadt zu watschen, oder sie einfach vor Ort niederdrücken ... Wenn nämlich einmal einer Österreichischen Bevölkerung die Hutschnur platzt bzw. es zu viel wird, dann sinds die Kärntner!»

Ulli Gladik

Vom Lichtmeister im Theater zum Straßenmusiker: Gyula «Bolygo» Gyurkó

Frei wie ein Hund

Mit seinem 160 Kilo schweren Anhänger zieht der Wandermusikant freiluftkonzertierend durch Europa. In die Schlagzeilen geriet er allerdings nicht wegen seiner Musik, sondern weil er in Wien beinahe umgebracht worden wäre.

Die Zigarette hängt schief aus seinem Mund. Seine Schuhe sind abgetreten. Der Bart steht seit deutlich mehr als drei Tagen, und die Furchen im Gesicht dokumentieren ein hartes Leben. Der rund fünfzigjährige Ungar Gyula «Bolygo» Gyurkó lebt nun seit mehr als 20 Jahren auf der Straße, seit Dezember 2009 in Wien. «Ich habe schon alles gesehen: Ungarn, Deutschland, Österreich, Spanien, England, Skandinavien, drei Jahre Niederlande, Belgien. Ich komme von Ost und gehe nach West», sagt er in gebrochenem Deutsch und nicht ohne Stolz. Über das Leben vor seiner Wanderzeit redet er nicht so gerne. Lichtmeister in einem Budapester Theater sei er gewesen, erzählt er und schweigt zu den Motiven seines existenziellen Bruchs.

Sein Hab und Gut führt er auf einem nicht motorisierten Anhänger mit sich: Kleidung, Kochgeschirr, Zelt, Schlafsäcke – und seine Instrumente, die er bei Schönwetter tagtäglich auf dem Platz der Vereinten Nationen vor der UNO-City aufbaut. So steht er zwischen zwei Boxen, die mit abenteuerlichen Kabeln an eine Autobatterie angeschlossen sind, und spielt auf zwei Keyboards Schlagermusik. Selbst komponierte, wie er mit gehobenem Zeigefinger betont. Hinter dem Spendenkörberl hat er ein Schild aufgestellt: «Ich bekomme keine Sozialhilfe, ich bin Wandermusikant!!! Dankeschön.» Etwa sechs «Sessions» hält er pro Tag ab, in denen er fünf Lieder im Rad spielt. Seine Songs sind sehr emotional, von rasant bis kitschig,

energisch bis schnulzig. «Derzeit hab ich kein Mikro, sonst würde ich noch dazu singen.»

An seinem Auftreten kann es nicht gelegen haben, dass er am 1. April 2010 um fünf Uhr Morgens nur knapp dem Tod entrann: Denn Gyurkó schläft zu dieser Zeit in seinem Schlafsack nahe der U-Bahn-Station Kaisermühlen im 22. Wiener Bezirk. Zwei Burschen, einer 14, der andere 19, und ein 15-jähriges Mädchen setzen sich auf eine Bank, nicht weit von Gyurkó entfernt. Der will in Ruhe schlafen und fordert die Jugendlichen auf, wegzugehen. Die Buben treten daraufhin mit den Füßen auf Gyurkós Kopf ein. Der 14-Jährige zückt ein Küchenmesser und sticht so lange auf ihn ein, bis die Klinge in Gyurkós Rücken stecken bleibt und abbricht. Die Teenager flüchten mit der U-Bahn. Für den schwer verletzten Gyurkó folgt ein zweiwöchiger Krankenhausaufenthalt. Auf den Bildern der Überwachungskameras in der U-Bahn-Station kann er die Täter identifizieren. Das Trio wird rasch ausgeforscht: Der 14-Jährige, wegen einer Reihe von Sachbeschädigungen bereits amtsbekannt, gibt bei der Einvernahme an, nachts immer ein Messer bei sich zu tragen – aus Sicherheitsgründen. Gyurkós lakonischer Kommentar nach dem Verlassen des Spitals: «Das waren nicht meine Freunde.»

Die brutale Attacke auf den Vagabunden verstört umso mehr, wenn man Gyurkos Fähigkeit beobachtet, rund um seine Einsatzorte im öffentlichen Raum in kürzester Zeit soziale Netze zu spinnen, die ihm abgesehen von seiner Zähigkeit sein Überleben sichern. Mit seiner Offenheit schafft er es glänzend, sich mit den umliegenden Imbissbudenbesitzern, Trafikbetreibern und Taxifahrern zu arrangieren. Klopf er sich mit Blick Richtung Kebabverkäufer seines Vertrauens auf den Bauch, kriegt er etwas zu essen. Auch fürs Trinken reicht eine festgelegte Handbewegung, deren Nuancen über die Wahl zwischen

Bier und Jägermeister entscheiden. Der türkischstämmige junge Mann in der Imbissbude meint scherzend über Gyurkó, den hier alle Julius nennen: «Julius ist Ungar, aber nix deppad. Ich habe ihn kennen gelernt, als er im Winter hierher gekommen ist. Er war draußen mit seinem Wagen und hat mich gefragt, ob er bei uns seine Autobatterie an den Strom stecken und aufladen darf. Jetzt lädt er sie hier immer über Nacht auf.» Außerdem hat Gyurkó in dem Stand seinen kleinen Fernseher, Fotos und Papiere deponiert. «Zumindest glaube ich, dass das offizielle Papiere sind – ich habe da nie reingesehen», so der vertrauensvolle Herr im Imbissstand.

Die Wagerl-Frage

Seit einigen Wochen kommt auch ein kleines Mädchen jeden Tag nach der Schule zu Gyurkó. Er bezeichnet sie als «mein größter Fan. Aber ich berühre alle Menschen.» Ein etwa 30-jähriger Mann mit einem Leiberl, auf dem «immer fett '98» zu lesen ist, setzt von seiner Bier-Dose ab und nickt von der Seite: «Nach der Hackn bin ich regelmäßiger Besucher seiner Konzerte und genehmige mir dabei ein, zwei Bier.» Ein Straßenkehrer grüßt Gyurkó laut aus der Ferne: «Seas, Oida! Einer von den Taxlern hat g'meint, du brauchst a Bandl fürs Wagerl. Ich hab eins z'haus, aber vergessen. Ich nehm's da morgen mit, ok?»

Ob altes Wagerl auf Vordermann bringen oder gleich ein neues kaufen: Diese Frage beschäftigt derzeit den ganzen Platz der Vereinten Nationen. Einige Taxifahrer sind für eine Neuanschaffung und studieren Kataloge verschiedener Baumärkte. Ihr Favorit kostet etwa 200 Euro. Das wäre nicht das Problem, räumt ein Taxler ein, aber dass das Gerät alleine schon 60 Kilo wiegt – das würde Gyurkó das Leben unnötig schwer machen. Der lacht nur: «Ich schaffe alles!» Jetzt kommt Taxifahrer Josef hinzu. Er ist Gyurkós Intimus, begegnet ihm mit Respekt,

weswegen Gyurkó seine Ratschläge auch ernst nimmt: «Julius, einer von den Bauarbeitern da drüben hat gemeint, dass er dir die Räder vom alten Wagen reparieren könnte.» Josef, mit einer philosophischen Ader ausgestattet, reflektiert Gyurkós Vagabunden-Dasein: «Julius ist trotz aller Radikalität ein Diplomat: Er muss sich mit den Leuten um ihn herum arrangieren – und das tut er. Er hat eine Einfachheit und Zutraullichkeit. Er hat nichts, aber gibt trotzdem – das ist wahre Großzügigkeit. Und Großzügigkeit ist die größte Tugend des Menschen.»

Gyurkos Wahlverwandte vom Platz der Vereinten Nationen packt immer noch das Grauen, wenn die Sprache auf den 1. April kommt – der Kebabverkäufer steht noch unter Schock: «Ich hab das erst bemerkt, als die Polizei gekommen ist und seinen Wagen weggeschoben hat. Ein Polizist kam dann zu mir und hat mir erzählt, was mit Julius passiert ist. Er hat gleich gesagt, ich soll keine Angst um ihn haben. Aber ich habe mir Sorgen gemacht und gedacht, er wird vielleicht sterben.»

Meine einzige CD

Es ist später Nachmittag, ein weiterer Konzertdurchlauf des vermeintlich toten Gyurkó ist nun vorbei. Er dreht seine Anlage ab, geht zum Imbissstand und verlangt seine dort deponierte CD. Der Kebabverkäufer greift routiniert in ein Fach nach oben und händigt «Julius» sein Gepäck aus. Der geht über die Straße und gibt die CD einem «seiner» Taxifahrer, der ihn schon aus der Ferne begrüßt: «Was ist los bei dir, Mozart?» Der Taxler schenkt ihm zur Begrüßung ein Kapperl und legt den Tonträger im CD-Player seines Dienstwagens ein. Darauf findet sich ein einziges Lied, das zehn Minuten dauert. Aus der offenen Taxitür tönen schmachtvolle Melodien, über die Gyurkó mit ungarisch akzentuiertem Deutsch singt. «Das ist meine einzige CD, ich habe nur ein Stück davon, also Vorsicht! Es handelt von



FOTOS: KLAUS PICHLER

Ein Vagabund und Straßenmusiker, der seinen Handwagen in Wien parkte und von drei Jugendlichen auf brutalste Weise attackiert wurde – Gyula Gyurkó

geordnet. Er zieht seinen Besitz zum Schlafplatz hinter der U-Bahn-Station. «Wenn ich mit meinem Wagen spazieren gehe und in einer Stunde 500 Meter schaffe, dann bin ich Niki Lauda. Wenn ich über 500 Meter spaziere, bin ich Schumacher!», scherzt Gyurkó. Die Frage, wie er mit dem schweren Wagen die weiten Wege durch Europa zurücklegen kann, entlockt ihm nur ein lautes Lachen: «Keine Ahnung, wenn du mich so fragst. Das ist Vagabundenleben. Im Mozartjahr bin ich von Deutschland nach Österreich, ich habe mir zweimal ein Ticket für den Zug gekauft, und beide Male wurde ich rausgeschmissen – wegen meinem Wagen.» Wie er es dann tatsächlich geschafft hat, bleibt sein Geheimnis. Nach getaner Arbeit holt sich Gyurkó noch zwei Dosen Bier und hält Feierabend. «Aber das nächste Konzert findet ja schon morgen statt.»

Clemens Marschall

einer Frau, die ich liebe.» Er hat es in einem Studio von einem Freund in Deutschland aufgenommen. Ein Kunde nähert sich dem Taxi, und das Lied muss bei der Hälfte abgebrochen werden. Gyurkó bekommt sein Einzel Exemplar wieder zurück,

verpackt es vorsichtig und meint auf dem Weg zum Kebabstand, wo sie wieder zwischengelagert werden soll: «Viele Leute fragen, ob ich eine CD habe. Ich kann nur sagen: Ja, aber die gehört mir.» Er hat Pläne, sie zu vervielfältigen und zu

verkaufen. «Vielleicht macht das ein Freund in Ungarn.»
Nun senkt sich die Sonne, und es ist Zeit für Gyurkó, sein Equipment abzubauen und auf seinen Wagen zu schichten. Innerhalb weniger Minuten ist sein Vehikel komplett

Eine seltsame Maschine – sie stellt 2000 Tortillas pro Stunde her

Hundert Prozent Mexiko

Der Mexikaner Rubén Contreras Salazar ist 30 Jahre alt und lebt seit mehr als zwei Jahren in Wien. Er bringt 200 Jahre nach der Unabhängigkeit und 100 Jahre nach der mexikanischen Revolution ein Grundnahrungsmittel seines Landes nach Europa: Tortillas aus Mais- und Weizenmehl. Der Augustin wollte alles über dieses identitätsstiftende Objekt wissen.

Die Tortilleria ist die erste in der Stadt. Seit wann gibt es sie? Wir haben im April 2010 eröffnet und rund ein Jahr ist davor in die Planung geflossen. Diese Tortilleria ist die erste in Österreich, die Zutaten importieren wir direkt aus Mexiko, deshalb klassifizieren wir uns als erste zu 100 Prozent original mexikanische Tortilleria. Seit sieben Monaten verkaufen wir, seit rund elf Monaten besteht diese Lokalität hier.

Wie ist die Idee zur Eröffnung einer Tortilleria in Wien entstanden?

Nun, ich denke, die Idee ist einfach aus der Tatsache heraus entstanden, dass die MexikanerInnen bzw. LateinamerikanerInnen, die hier leben, keine Original-Tortillas bekommen konnten. Es gab einfach keinen Ort, an dem man etwas anderes als Tiefkühl-Tortillas kaufen konnte. In Mexiko gibt es das natürlich nicht, dort werden Tortillas immer frisch hergestellt. Man produziert sie und zehn Minuten später, werden sie schon gegessen.

Du hast schon erwähnt, dass die Tortilla die Basis der mexikanischen Küche und überhaupt der Küche Lateinamerikas ist. Welche Speisen kann man damit zubereiten und zu welchen Speisen werden Tortillas gereicht?

Nun, die berühmteste Speise, die Tortillas beinhaltet, ist der Taco. Tacos bestehen aus Tortillas und haben eine Fülle nach Wahl. Das kann Fleisch sein, etwa Huhn, oder auch Fisch. Man kann Tacos auch mit Bohnen füllen und mit Reis. Wir bereiten

Tacos in jeder erdenklichen Variation zu. Außerdem kann man mit Tortillas eine Suppe zubereiten, Enchiladas und Chilaquiles. Mit Mais-Tortillas kann man Tamales machen, Flautas und Tacos Dorados. Es gibt unzählige Speisen, die man aus Tortillas zubereiten kann bzw. zu denen Tortillas gereicht werden.

In Mexiko ist Mais für indigene Gruppen auch eine Kulturpflanze, Mais gibt es in vielen verschiedenen Sorten, es gibt sogar dunkelblaue Tortillas. Wer hat denn die Tortilla erfunden?

Das geht hunderte Jahre zurück, auf eine Zeit, in der die Maya in Mittelamerika begonnen haben, mit Mais zu experimentieren und aus Mais eine Teigmasse zu formen. Dieser Teig wurde im Feuer zubereitet und hatte Geschmack, das ist die Urform der Tortilla gewesen. Und nach hunderten Jahren, haben wir die Tortilla, so wie wir sie heute kennen: Sie ist rund und etwa fünfzehn Zentimeter groß. Mais war ein Grundnahrungsmittel der Maya, nicht nur in Form der Tortilla.

Wer kauft deine Tortillas hier in Wien?

Nun, in diesem Moment, sieben Monate nach der Eröffnung verkaufen wir an neun Restaurants in Wien.

Wir haben Kunden in Salzburg, Linz, Graz und Tirol. Wir haben schon Tortillas nach Polen verkauft und nach Holland, außerdem exportieren wir nach Dänemark und seit kurzem auch nach Spanien. Mehr als 600 Menschen haben in den ersten zwei Monaten unsere Tortilleria besucht, und jeder ist natürlich in unserem Lokal willkommen. Wir sind nur eine kleine Firma, aber wir expandieren rasch. In den Niederlanden gibt es auch eine Tortilleria, aber es kommen Menschen von dort hierher und kaufen unsere Tortillas, weil die Qualität und der Geschmack passen.

Welche anderen Lebensmittel verkauft ihr noch?

Wir haben hier rote und grüne Salsa, Bohnen und Sirup in verschiedenen Geschmacksrichtungen, z. B. Tamarinde, Mango, Ananas und Guave. Wir verkaufen auch Dosenmilch und Kunsthandwerk, etwa aus Glas, das ist handgemacht aus Mexiko. Die Idee ist, immer mehr Produkte aus Mexiko hierher zu bringen, die die Menschen genießen können.

Hast du eine Ausbildung zum Koch gemacht?

Nein, ich habe eine Lizenz in Internationalem Handel und darin, Firmen

zu führen. Ich habe mit den Tortillas nicht als Koch, sondern als Händler angefangen. Wie man Tortillas macht, dazu habe ich einen Kurs in Mexiko gemacht, bei jener Firma, die die Maschinen herstellt, die wir zur Produktion der Tortillas verwenden. Jetzt machen wir das alles selbst, die Mischung, die Reinigung der Maschinen und die Herstellung. Zum Herstellen des Teiges haben wir eine eigene Maschine, hier sind Markierungen angebracht, die anzeigen, wie viel Mehl, Wasser und Salz man einfüllen muss. Diese Maschine stellt rund 2000 Tortillas pro Stunde her.

Welchen Eindruck hast du: Wie gut schmecken die Tortillas den ÖsterreicherInnen?

Den ÖsterreicherInnen schmecken die Tortillas sehr gut; nun können sie kennen lernen, was eine richtige Tortilla ist. Es gibt sehr viele ÖsterreicherInnen, die noch nie Tortillas gegessen haben. Die meisten, die unsere Tortillas probiert haben, kommen glücklich wieder zurück und sind vom Geschmack begeistert.

Welche Vorstellungen zur mexikanischen Küche bestehen in Europa?

Es ist nicht so leicht hier in Europa, Tex-Mex-Küche wird mit mexikanischer Küche verwechselt. Ein berühmtes Beispiel ist etwa Chili Con Carne: Viele glauben, das ist mexikanisch, aber das gibt es in Mexiko nicht. Chili Con Carne ist zu 100 Prozent amerikanisches Essen – und zwar aus Texas. Es ist in Europa sehr schwierig, einen guten mexikanischen Koch zu finden und die richtigen Zutaten, um daraus mexikanisches Essen zu kochen.

Und welche österreichischen Speisen magst du?

Mein Lieblingsessen ist das Wiener Schnitzel. Das mag ich sehr. Ich mag Cordon Bleu und Käsekrainer – und die Stelze.

Jürgen Plank

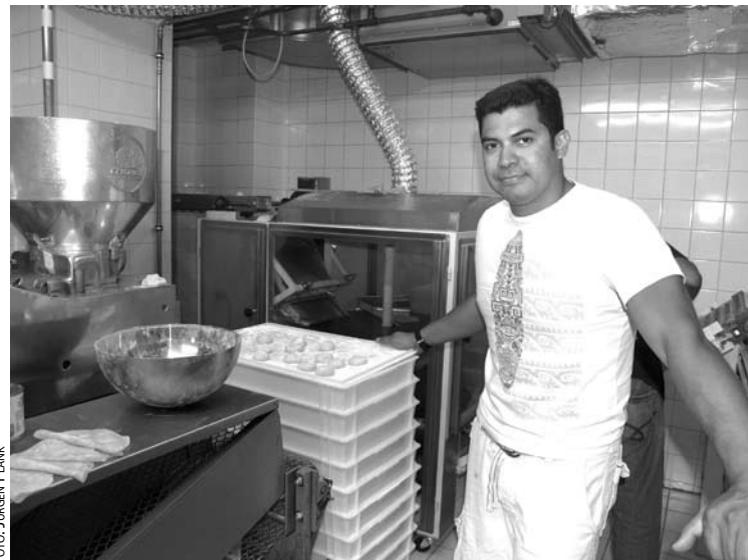


Foto: Jürgen Plank

«Vermutlich denken Sie, dass Chili con Carne ein typisch mexikanisches Gericht ist. Sie täuschen sich.»

I N F O

Tortilleria Mex & Co
Schottenfeldgasse 2–4, 1070 Wien
www.mexandco.at

«Große Liebe»

NO 242



LOKAL- MATADORIN

Olivia Steiner ging als Vizepräsidentin des Wr. Sportklubs in die Sportstadt-Geschichte ein. Von Uwe Mauch (Text) und Mario Lang (Foto)

Freitagabend in Dornbach. Eckball für den Sportklub, Hunderte Schlüssel klingeln wieder einmal auf der Friedhofstribüne, jemand schickt seine Seifenblasen auf eine unaufgeregte Reise. Doch was tut es zur Sache? Auch das x-te «Wix eam an eine» aus x-Kehlen bleibt auf dem Rasen ungehört. Die Fußballer in den schwarz-weißen Dressen spielen wieder einmal. Nicht sehr effektiv.

Und auch das tut nichts zur Sache! Wäre Wien Hamburg, wäre der Sportklub mit Sicherheit der FC Sankt Pauli. Müsste dann die gefährliche Gratwanderung zwischen Profifußball und sozialromantischer Vorstellung gehen. Wien ist aber nicht Hamburg. Daher tun sich die Fans auf der Friedhofstribüne leichter als ihre Leidensgenossen am Millerntor, ihren Fußballern schmerzliche Niederlagen zu verzeihen.

Der Wiener Kultklub ist nämlich bis auf Weiteres nur drittklassig. Und sein Stadion in Dornbach mag das intellektuelle, aber auch abgerammelte Pendant zum Sankt Hanappi in Hütteldorf sein. Hier grölt niemand «Kämpfen und siegen». Hier singen sie Lieder, die mehr an Großbritannien denn an Alt-Wien erinnern. Für die sich auch Eltern mit Kindern nicht genießen müssen.

Ihr schwarzer Mantel passt durchaus zum Schwarz-Weiß des Fanvolks. Tagsüber berät sie Politiker und Manager. In EU-Angelegenheiten. Doch jetzt, wo es gegen die Provinzkicker aus einer ostösterreichischen Weinregion geht, schlägt ihr Herz für ihre lokalen Helden. Und dass sie sich nach der nächsten vertanen Torchance die nächste Zigarette ansteckt, muss so sein. Olivia Steiner war immerhin fast zwei Jahre lang Vizepräsidentin des Wiener Sportklubs.

Wo gibt's denn so was? Eine Frau im Präsidium eines Fußballvereins, und dann auch noch auf dem Stehplatz! Steiner kennt die Anmache. Sie hatte auch einmal eine Jahreskarte bei Rapid. «Ich bin dort aber nie aus der teilnehmenden Beobachtung herausgekommen», erklärt die promovierte Politikwissenschaftlerin. «Der Krieg der Worte hat mir fast körperlich wehgetan.»

Auffallend: Der Silberring an einem Finger ihrer linken Hand – ein koketter Hinweis auf ihre



Olivia Steiner hat sich in Dornbach zum dritten Mal verliebt

«zweite große Liebe», die bis heute nicht verflossen ist. Ihre erste gehörte dem CF Barcelona mit einem Luiz Figo, der damals auf dem Weg war, ein ganz Großer des internationalen Fußballs zu werden. Mit 17, bei einem Schüleraustausch-Programm, hat sie sich von den Katalanen im Nuo Camp verzaubern lassen.

Und wem gehört die zweite? «Dem FC Arsenal», kommt es wie aus einer Kanone geschossen, während unten auf dem Platz nicht mehr geschossen wird. Weil bereits Pause ist. «Ich kann mich erinnern, wie der Tony Adams mit dem Guinness-Fleck auf dem Leiberl eingelaufen ist und ganz wundervoll Fußball gespielt hat.»

Spricht Frau Magister Steiner vom Fußball, ist sie kaum zu stoppen. Elegant wie Dennis Bergkamp in seinen Glanztagen dribbelt sie sich durch die eigene Biografie. Der Fußball hat sie schon als Mädchen elektrisiert. Stolz ist sie darauf, dass sie einer Arbeiterfamilie entstammt. Der Opa hat in der Brauerei gearbeitet. Die Oma war bei den

«Tschickweibern» in der Halleiner Tabakfabrik. Die Mutter eine Alleinerzieherin mit einem Alleinverdiener-Job in der Salzburger Bürgerwelt. Viel Zeit verbrachte die Tochter daher bei ihren Großeltern.

Der Opa nahm sie mit «ins Holz» (Wald), «zum Heichen» und auf den Dorf-Platz der Fußballer, der sich direkt vor seinem Haus aufat. So etwas prägt. Jetzt müssen wir kurz unterbrechen. Denn Frau Steiner wird von ihrer jüngeren Vergangenheit eingeholt. Sie entschuldigt sich: «Als ich hier noch mehr Verantwortung gehabt habe, musste ich öfter zur VIP-Tribüne rüber.»

Zu viel für den Amateur-, zu wenig für den professionellen Fußball. So zieht der Sportklub seit Jahren in erster Linie jene Fans an, die sich nicht an stromlinigen Erfolgsmodellen delekieren. Jemand auf der Friedhofstribüne will wissen, dass die stadteigene Wien Energie der Rapid hundertmal mehr bezahlt als seinem WSK.

Über «die Präsidentin» will der Fan nichts kommen lassen. Vor allem, weil sie sich «das alles hier» lange angetan hat, ohne dafür auch nur einen Euro zu verrechnen. Sogar die Telefonate für den Verein soll sie aus ihrer eigenen Tasche bezahlt haben. Zuletzt hat sie sich sogar eine Auszeit von ihrem Beruf genommen, um ihre Batterien neu aufzuladen, wie sie sagt, aber wohl auch, um ihre dritte Liebe in der dritten Liga am Leben zu erhalten.

Regionalliga Ost klingt für den Connaisseur nicht unbedingt nach Premiere League oder Primera Division. Ist sie auch nicht. Dennoch hängt an dem bauffälligen Stadion und dem Trainingszentrum, an all den Jugend- und der ersten Mannschaft sehr viel unsichtbare Arbeit dran. «Wir sind fast schon ein Mittelbetrieb», sagt Olivia Steiner nach dem Spiel, das wieder einmal nicht gewonnen werden konnte.

Draußen auf der Alszeile lassen Trauben von Fans den Freitagabend gemütlich ausklingen. Olivia Steiner kann das jetzt auch wieder. Sie hat einen neuen Job angenommen. Der lässt sich zeitlich nicht mehr mit dem Ehrenamt vereinen. Und für halbe Sachen ist die voll engagierte Frau nicht zu haben.

*

Die Serie Lokalmatadore erscheint seit elf Jahren im Augustin. Das gleichnamige Porträtbuch kann auch per E-Mail bestellt werden: mario@augustin.or.at.

Oberlaa ist seit 100 Jahren grünweiß

Rapid Kurort

**1911 initiierte ein Friseurmeister namens Kainz den Fußballverein Rapid Oberlaa. Hundert Jahre später ge-
deiht die Liebe zum Kick im
Schatten des Monte Laa, als
wäre die Zeit nur so
vorbeigeflogen.**

Will man etwas über Geschichte und Gegenwart der «kleinen» Rapidler aus Oberlaa herausfinden, muss man sich weit in den Süden der Stadt vorwagen: Von Rothneusiedl aus bewege man sich per pedes die Ausfallsstraße des Laaer Bergs entlang – im Rücken die wenig malerische Silhouette der Per-Albin-Hansson-Siedlung, vor sich die Aussicht auf eine allenfalls bucklige Welt. Inmitten von Kleingärten und Einfamilienhäusern findet sich die Sportanlage des Vereins A11-SC Rapid Oberlaa. Nachdem dort in den 1910er-Jahren Freundschaftsspiele und Schauturniere stattfanden, stieg der Verein in den frühen 1920ern zunächst in den niederösterreichischen und später in den Wiener Fußballbetrieb ein. Eine wechselvolle Geschichte mit Höhepunkten wie der zeitweiligen Teilnahme

an der höchsten Spielklasse in den späten 1940ern und 1950ern und anschließenden Jammertälern samt schleichendem sportlichen Abstieg nahm damit seinen Anfang. Einen kuriosen Höhepunkt verzeichnet die Vereinschronik schon früh: Im Jahr 1921 gelang es dem Oberlaaer Damenteam, eine aus mehreren Teams zusammengewürfelte Seniorenruppe im Rahmen eines Pfingstturniers in Götzendorf mit 14:3 vom Platz zu fegen.

Seit dem Jahr 2003 verweist der Vereinsname in diskreter Verkürzung auf eine für Wien eigentlich unvorstellbare Fusion: Das «A» nämlich erweist sich ausgeschrieben als Relikt der «Austria 11», die in jenem Jahr von den Grünweißen aus dem Kurort freundlicherweise aufgenommen wurde – in einer Phase, da beide Vereine sportlich und auch sonst ums Überleben kämpften. Auch wenn die Geschichte der Rapid aus Oberlaa keinesfalls nur aus Niederlagen besteht, gilt der Verein im Wiener Unterligafußball seit Jahren als der Überlebenskünstler schlechthin. Vor allem die vergangenen Jahre gerieten zum Dauerzittern um den Klassenerhalt in der Oberliga A, der fünfthöchsten Spielklasse. «In meiner Erinnerung war das

immer so», schmunzelt der 54-jährige Herbert Bernold, seit 1997 Obmann und aufgrund seiner lebenslangen Verbundenheit mit dem Verein mit einer quasi buddhistischen Gelassenheit ausgestattet. «Ich bin 1966 mit zehn Jahren zu Rapid Oberlaa gekommen. Da hab ich meine Mutter ganz schön anbetteln müssen. Meine letzten Matches habe ich 1993/94 für das Seniorenteam gespielt», umreißt Bernold seine aktive Karriere, der alsbald die Inthronisation in den Funktionärsstand folgte. Seit seinem fünften Lebensjahr wohnt Bernold in Oberlaa, hauptberuflich betreibt er die Trafik ums Eck. Alteingesessener kann man's in Wien wohl kaum geben.

Der Ausbildungsverein

Dass es der kleine Verein an der äußersten Favoritner Peripherie eine um die andere Saison schafft, in jeder Hinsicht am Ball zu bleiben, verdankt sich neben dem unermüdlichen ehrenamtlichen Engagement Bernolds auch seinem kongenialen Partner Erwin Reckendorfer, 71, den bis zu den jungen Nachwuchsspielern alle nur «Recky» rufen. «Ich bin seit acht Jahren dabei und für die Buchhaltung und den Schriftverkehr

zuständig, während der Herbert sich um Platz, Koordination und alles andere kümmert», erklärt der rührige Pensionist die Aufgabenteilung. «Dass der Verein nach wie vor existiert, liegt meiner Meinung nach am familiären Klima. Wir bauen das Team behutsam aus dem eigenen Nachwuchs auf und holen keine teuren Spieler. Dafür sind wir schuldenfrei», formuliert Reckendorfer jene Prinzipien, die weniger auf kurzfristigen sportlichen Erfolg, sondern mehr auf robuste Strukturen und Nachhaltigkeit zielen. An die 140 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 7 und 18 tummeln sich in den diversen Nachwuchsteams. Nach jahrelangem Taumel im Abstiegskampf scheint Rapid Oberlaa heuer zum ersten Mal den Lohn für die konsequente sportliche Entwicklungsarbeit unter dem sportlichen Leiter Arno Trimmel zu ernten: Die Herbstsaison schloss man als hervorragender 7. unter insgesamt 16 Teams ab – noch dazu mit einem fulminanten 13:0 im letzten Spiel gegen Dinamo Ottakring.

Mit dem Erfolg wachsen auch die Ansprüche – vor allem aber die Begehrlichkeiten der Großen. Und so müssen die Grünweißen mit einem lachenden und einem weinenden

KICK-TIPP

Testspiel: FCA11-Rapid Oberlaa – Margarethen/ Moos; Sa., 19. 2., 15 Uhr: Nach ersten winterlichen Aufwärmübungen gegen höherklassige Gegner wie dem Regionalligisten SV Schwechat (2:2) oder dem Stadtligisten Fortuna 05 (0:4) gastiert ein vermeintliches Leichtgewicht bei Rapid Oberlaa. Doch Obacht: Das Team aus dem niederösterreichischen Margarethen am Moos mag «nur» in der 2. Klasse Ost beheimatet sein und dort gegen Petronell oder Göttlesbrunn antreten – in ihrer Liga sind die Margarethener derzeit das Maß der Dinge und überwinterten knapp, aber doch an erster Stelle. Und bei Oberlaa wird man den schmerzhaften Abgang des Supertalents Christoph Kosch erst noch verkraften müssen. Warm anziehen empfiehlt sich angesichts der Temperaturen ohnehin!

Adresse: Franzosenweg 34, 1100 Wien
Tel.: (01) 689 46 47-1
Anreise: U1 Reumannplatz, 67, 17A

Testspiel: Team Wiener Linien – Sollenau; Mi., 23. 2., 19.15 Uhr: Ein weiteres interessantes Kräftemessen zwischen den Klassen: Das städtisch protegierte Team Wiener Linien rangiert derzeit auf dem 8. Platz, also im stabilen Mittelfeld der Wienerliga. Damit das nicht so bleibt, hat man mit dem Ex-Rapidler Željko Radović den Führenden der Torschützenliste vom Fusionsverein LAC-IC Favoriten geholt. Zu Gast an der Rax ist an diesem Abend der SC Sollenau, seines Zeichens Regionalliganeuling und nach anfänglichen Eingewöhnungsproblemen durchaus willens, die Klasse zu halten. Mit der Verpflichtung des Ex-Bundesligakickers Jürgen Panis konnte zudem ein richtig dicker Fisch an den Sollenauer Strand gezogen werden.

Adresse: Raxstraße 3, 1100 Wien
Tel.: (01) 617 11 62
Anreise: O, 15A, 66A, 67A

Testspiel: NAC – Wiener Sportklub; Fr., 25. 2., 19 Uhr: Oberliga B gegen Regionalliga Ost – eigentlich liegen da Welten dazwischen. Dennoch gibt es Gründe, warum dieser abendliche Besuch in Nussdorf für die Dornbacher kein Spätwinter Spaziergang werden könnte. Wieselt doch im NAC-Sturm der wackere Abraham Aurohom, der sein Team im Herbst nicht nur souverän an die Spitze der Oberliga B schoss, sondern langsam, aber sicher an Herbert Prohaskas All-Time-Torrekord aus den Siebzigern kratzt, wenn er so weitermacht. Ihm gegenüber steht wohl nicht der ebenfalls in herbstlicher Torlaune genetzt habende Thomas Helly, der derzeit bei seinem marodelnden Stammverein Wiener Neustadt dringender gebraucht wird – dafür aber mit Markus Buchinger ein Heimkehrer aus jener legendären Eigenbaugeneration, die den (damals noch) WSC vor rund zehn Jahren von der Wienerliga in die Erste Liga spielte.

HN

Adresse: Grinzinger Straße 111, 1190 Wien
Tel.: (01) 370 47 42
Anreise: U6, D, 38A



Seit 1966 bei Rapid Oberlaa, seit 1997 ihr Obmann und trotzdem noch mit einer buddhistischen Gelassenheit ausgestattet: Herbert Bernold

Foto: MEHMET EMIR

Auge ihr derzeit größtes Talent in Richtung Verteilerkreis ziehen lassen: Der erst 17-jährige Christoph Kosch wurde von Austria-Amateur-Trainer und Ex-Nationalteamspieler Ivica Vastić zu einem Probespiel vorgeladen und vom Fleck weg engagiert, nachdem er gleich ein Tor schoss und eines vorbereitete. «In einem Jahr spielt der Christoph bei den Profis», ist sich Reckendorfer sicher. «Bei einem solchen Angebot musst du den Jungen ziehen lassen. Diese Chance muss er einfach nützen.»

Kosch wäre nicht Erste und vermutlich auch nicht der Letzte, der

von Oberlaa aus die Fußballwelt erobern könnte. In den Vereinsannalen finden sich einige fast vergessene neben immer noch stadtbekanntem ballesterischen Größen des vergangenen Jahrhunderts. Am ehesten noch erinnerlich ist Robert «Eisenfuß» Pecl, der in den späten Achtziger- und frühen Neunzigerjahren aus der Abwehr der Grünweißen aus Hütteldorf ein Bollwerk formte und zudem 1990 mit dem Nationalteam bei der WM teilnahm. Die spektakulärste Karriere legte wohl der 1929 geborene Fritz Hollaus hin, der in den späten 1940ern als ganz junger Spund mit Rapid Oberlaa sogar

eine Saison in der höchsten hiesigen Spielklasse kickte. Nach Engagements beim Wiener Sportclub und beim FC Stadlau wechselte er 1956 schließlich als erster österreichischer Fußballer in die Primera Division nach Spanien, wo er mit Atletico Madrid 1958 sogar Vizemeister wurde. Mit Bruno Eingelmeier (1927–1991) brachte Rapid Oberlaa zudem einen Weltklassesturm hervor, der zwischen 1949 und 1958 auch mehrmals das Tor des Nationalteams hütete.

Damit der Oberlaaer Fußball sich nicht damit begnügen muss, in vergangenen Zeiten zu schwelgen,

bemüht sich der Verein auch weiterhin um aktive Nachwuchsarbeit und familiäre Atmosphäre. Und zum 100er sollen im Sommer, wie Erwin Reckendorfer verrät, die «großen» Grünweißen aus Hütteldorf zu Gast kommen. «Das wird vermutlich ein noch größerer Aufruf wie im Match gegen die Austria», erinnert sich Reckendorfer mit leuchtenden Augen an den September 2009, als geschätzte 1400 Menschen den Oberlaaer Platz frequentierten. Da ließ es sich verschmerzen, dass die Violetten gleich 16 Gastgeschenke im grünweißen Netz versenkten.

Helmut Neundlinger

Bestellschein für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

um 85 Euro Geschenkabo um 85 Euro Förderabo ab 110 Euro



Nur für Geschenkabos: Die Rechnung geht an:

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____

Telefon: _____

Einsenden an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Str. 31, 1050 WIEN, Abo-Tel.: 587 87 90, Fax: 587 87 90-30

**Widder**
21.3.–20. 4.

Beinahe sehnsüchtig blickst du auf die Ereignisse in Tunesien und Ägypten. Massenproteste, die Regierung verjagen ... Gerne würdest du in ihrer Mitte sein und die prickelnde Spannung des historischen Moments fühlen. Tröste dich. So heroisch sieht das nur von der Ferne aus. Straßenschlachten gehen meist mit Angst, Schmerzen und Desorientiertheit einher. Da hast du es in deinem zentralbeheizten und überschaubaren Lebe deutlich besser erwischt.

**Krebs**
22. 6.–22. 7.

Das ist ein Winter, wie man ihn sich nur wünschen kann. Beißende Kälte, graue Tage, grantige Leute auf den Straßen. Genau der richtige Mix, um sich ohne schlechtes Gewissen der Lektüre überflüssiger Comics zu widmen oder sich sinnfreie Fernsehserien anzusehen. So kommt zumindest dein Intellekt zu seinem Winterschlaf – wenn schon der Rest funktionieren muss.

**Waage**
24. 9.–23. 10.

«Wos woa mei Leistung?», entwickelt sich in manchen Kreisen zu einer gern verwendeten Redewendung. Interessant, wie sich selbst solche Blöðheiten, zumindest temporär, in die (Alltags-)Kultur einschreiben. Zumindest dazu sind Grasser und Konsorten gut: als negatives Gegenüber. Oder, wie Wilhelm Busch schon dichtete: «Ei, ja! – Da bin ich wirklich froh! Denn Gott sei dank ich bin nicht so!»

**Steinbock**
22.12.–20. 1.

Du bist einfach ein zu mitfühlender Mensch! In der Auseinandersetzung um ein österreichisches Berufsheer hegst du noch immer heimliche Sympathien für Norbert Darabos. Nicht der Inhalte wegen, die er vertritt, sondern alleine weil dieses Bürscherln einmal versucht hat, auf wilder Mann zu machen, und sich dabei eine blutige Nase und aufgeschlagene Knie geholt hat.

**Stier**
21.4.–20. 5.

Karl-Heinz Grasser hat auch schon bessere Tage gesehen. Und in diesen hat er einmal gemeint, dass KHG bereits eine erfolgreiche Trade-Mark geworben sei. Nun, zumindest das ist ihm geblieben. Alle kennen ihn und sein Name weckt immer noch eine Fülle von Assoziationen bei den Menschen. Auch wenn wenig Schmeichelhaftes dabei ist.

**Löwe**
23.7.–23. 8.

Auf dem Land ist es in diesen Tagen gar nicht so still, wie man meinen könnte. Vor allem in den Wäldern knurren jetzt die Motorsägen und brummen die Traktoren. Es ist nämlich die Zeit der Holzarbeit. Jetzt werden alle Vorkehrungen getroffen, um das Jahr gut verlaufen zu lassen. Nütze auch du diese Zeit für strukturelle Verbesserungen. Du wirst es dir danken.

**Skorpion**
24.10.–22. 11.

Seit Jahresbeginn stehen auch österreichische SoldatInnen Gewehr bei Fuß, um in der schnellen Eingreifgruppe der EU mitmachen zu können. Wir sind wieder wer – zumindest wenn man es daran misst, ob man relativ ungestraft anderen (ohne UN-Mandat) die Köpfe blutig schlagen darf. Das Völkerrecht ist im Grunde ein Faustrecht, in dem sich die Brutaleren durchsetzen. Und zu denen dürfen wir jetzt wieder gehören. Hurra!

**Wassermann**
21. 1.–19. 2.

Du fragst dich schon lange, ob es nationale Regierungen in den EU-Ländern überhaupt noch braucht. Wäre es nicht klüger, für eine Demokratisierung der EU einzutreten, wenn dort doch die wesentlichen Entscheidungen fallen? Das aber erscheint dir wieder ein arg großes und unsicheres Projekt zu sein. So verharrst du eben in Untätigkeit und fühlst dich elend und leer. Was DIR bleibt, sind Konsum und/oder Esoterik.

**Zwilling**
21.5.–21. 6.

Helmut Schüller, ehemals Präsident der Caritas, meinte kürzlich in einem Interview, dass die Hetzer in der Ausländerdebatte nichts weiter als Helfeshelver des Kapitals seien, weil ihre Aufgabe alleine darin bestehe, von den Machenschaften des Kapitals abzulenken. Dir ist das zu undifferenziert und vulgärmarxistisch. Darum geht in deinem gesellschaftlichem Engagement auch nichts weiter, weil du dir zu gut bist für klare Aussagen und Allgemeinverständlichkeit.

**Jungfrau**
24. 8.–23. 9.

Menschen, die keine solchen Stubenhocker sind wie du, haben schon vor Wochen die ersten Schneerosen gepflückt. Diese sollten dich daran erinnern, dass der Frühling nicht mehr allzu weit ist. Überlege dir, welche Saat du ausbringen möchtest. Welche Projekte, Unternehmungen oder Winde sind es wert, gesät zu werden?

**Schütze**

23. 11.–21. 12.

In Davos, dort wo wirtschaftspolitisch die großen Brötchen gebacken werden, konnte man erfahren, dass die Krise endlich vorbei sei. Du kannst aber nicht wirklich aufatmen, weißt du doch, wer die nächsten Jahrzehnte für die Rettung eines Systems bezahlen wird müssen, das uns in genau diese Krise geführt hat. Natürlich war auch diese Krise Chance – aber die Falschen haben sie nutzen können.

**Fische**
20. 2.–20. 3.

Mit Sorge betrachtest du die Unruhen und Revolten in den diversen arabischen Ländern, melden sich doch auch reaktionär-islamistische Kräfte zurück auf die Politbühnen. Und da ist es wieder, dieses Gefühl, dass dich immer öfter heimsucht: Dass es doch viel besser wäre, alles so zu belassen wie es ist, weil bei den herrschenden Machtverhältnissen jede Veränderung mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Veränderung zum Schlechten sein wird. Du wirst alt. Und klug.

CHRISTAS SPARKUCHE

Soja

«Ich bin ja nicht blöd und baue für die Schweine selber Weizen an», erklärte mir ein Bauer, «wenn ich Soja aus Amerika billiger kriege!» Durch den Film «We Feed The World» wissen wir mittlerweile, dass Amerika nicht nur USA bedeutet und unter welchen Bedingungen in Südamerika Export-Soja angebaut wird. Weil aber 80 Prozent der Soja-Welternte (von etwa 220 Mio. Tonnen) eh nur als Viehfutter verwendet wird, sind die Chancen gut, dass das Soja für unsere Lebensmittel aus Österreich oder zumindest aus der EU stammt. Denn in anderen Teilen der Welt sind sie nicht so zimperlich und verwenden schon mal gentechnisch veränderte Pflanzen. Ohne groß drüber zu reden.

Für VeganerInnen (Menschen, die nicht nur auf Fleisch, sondern insgesamt auf Tierprodukte verzichten, also auch z. B. auf Milch, Eier oder Leder) stellt Soja einen wesentlichen Bestandteil in der Ernährung dar. Nicht nur die gekochten Bohnen, sondern auch gekeimte (Sprossen) oder fermentierte

(Tofu) werden nahrungstechnisch verwertet. Aber auch omnivore Menschen (also solche, die alles essen) nehmen, oft unbewusst, regelmäßig Soja zu sich. Beispielsweise als Lecithin in Nutella. Oder als Aroma in der Wurst. Angeblich um die fünf Kilo im Jahr.

Grund genug, sich die exotische Bohne genauer anzusehen. Die Vorteile: Soja kann auch in Österreich angebaut werden. Wird sie auch; derzeit noch in geringen Mengen, aber das kann ja noch werden. Aus Sojabohnen wird ein Milchersatz hergestellt, der bei Laktoseunverträglichkeit entlastend wirken kann. Soja enthält viel Eiweiß und ist daher sehr nahrhaft. Für kopflastige VeganerInnen, die das Fleischgefühl manchmal brauchen, wird aus der Sojabohne vegetarisches Fleischaroma hergestellt. (Dass die Bohnen dazu mit Salzsäure übergossen und danach mit Natronlauge neutralisiert werden, müssen wir uns ja nicht bildlich vorstellen.)

Die Nachteile: Soja hat, wie alle Hülsenfrüchte, eine blähende Wirkung. Eine gute Möglichkeit, Blähungen zu

reduzieren, ist laut Katharina Petter von vegan.at die Zugabe von bestimmten Gewürzen. Kümmel, Kreuzkümmel, Fenchel und Anis sind besonders wirksam. In Indien, wo sehr viele Hülsenfrüchte gegessen werden, wird das Essen nicht umsonst stark gewürzt. Auch Fencheltee zwischendurch ist hilfreich. Generell ist der Genuss von Hülsenfrüchten auch Gewöhnungssache. Werden sie regelmäßig gegessen, blähen sie weniger, schreibt Petter. Ich gebe zu, diese Stufe habe ich bis jetzt noch nicht erreicht.

Soja kann auch allergieauslösend wirken. Damit steht es allerdings nicht allein; und wenn die Nahrungsmittelindustrie sich endlich zu einer lückenlosen Zutatendecklaration durchringt, werden die Gefahren minimiert werden. Dass bei der Herstellung von Tofu der größte Teil der Bohne als Abfall bleibt, stört weder die FleischesserInnen (weil der Abfall als Tierfutter Verwendung findet) noch die VeganerInnen (weil sie den Abfall «Okara» nennen und kulinarisch verwerten).

Viel diskutiert wird über die in Soja enthaltenen Isoflavonoide. Sie wirken östrogenähnlich. Während KritikerInnen einen ungesteuerten Eingriff ins Hormonsystem beklagen und die männliche Fruchtbarkeit gefährdet sehen, empfehlen BefürworterInnen den Konsum von Soja und seinen Produkten gezielt für Frauen in und nach den Wechseljahren. Auch Männer können profitieren, senken die Wirkstoffe doch das Risiko einer Erkrankung an Prostatakrebs. Zur Beruhigung: Isoflavonoide treten – außer im Soja – in größeren Mengen auch in Bier auf.

Rezepte unter:

<http://singlekocherei.myblog.de>

Christa Neubauer



I N F O

Quellen:

Hans-Ulrich Grimm: Die Suppe lügt. Knauer, 1999.

www.naturmednet.de/biblio/vn/1602.wechsel.html, 26.12.2010www.vegan.at

Wird später hoffentlich höher

1	2	3		4	5	6	7	8		9	10		11		12	13	14	
15				16						17					18			
19				20						21					22			23
24				25						26	27			28				
			29							30					31			
32				33						34								35
			36							37				38				39
40	41									42	43							45
46						47	48											49
						50									51			52
53	54				55					56					57			58
60				61		62									63			64
						65												

WAAGRECHT: 1. besonders günstig ist diese Sparform nach wie vor. Schließt man nicht nur ab, wenn man ein Haus bauen will 12. wird ein Ganzes zerlegt, erhält man nicht nur einen 15. hat ein deutscher Schuhhersteller mit einem Papagei gemeinsam 16. werden solistisch gesungen 17. so heißen manche skandinavischen Männer 18. nur kurz für ein Holzinnovationszentrum 19. sozusagen das Gegenwort zu bekannt. Manchmal ist es auch die Empfängerin einer brieflichen Zusendung. 21. ihre Symptome dauern zumeist sieben Tage oder eine Woche, dann ist frau wieder gesund 24. kurze Eselsohren 25. seine Taten beschenken ihm Ruhm 26. regionale Verkehrssicherheit währt hier nur kurz 28. verhilft einer Auftraggeberin mit rechtsstaatlichen Mitteln zum Recht – ist aber ein anderer Name für den Rechtsanwalt 29. diese Flaschen sind eindeutige Kunststoffflaschen 30. wichtige Nahrungsquelle für Küstenvölker wird aus dem Meer gewonnen 32. nur eine halbe Nuss kann in einem kurzen Augenblick verzehrt werden 33. steht für Greenpeace 34. wird gebraucht um Gleichgewicht herzustellen 36. männlicher Vorname, zum Beispiel auch von Baselitz 37. Personalpronomen spielt bei Freud auch große Rolle 38. steht in Scheibbs am Auto 39. wird's verdoppelt oder verdreifacht ist ein ziemlicher Lacher zu vernehmen 40. tuts die Engländerin, dann klassifiziert sie, eventuell in einem Klassenraum 42. bedeutet sich verkneifen, auch sich ersparen 45. eine kurze

ehrliche Antwort 46. er ist der wichtigste Vertreter der Anklage 49. jede Christin kennt das Wort, das am Kreuze steht, oder? 50. rieselt der Schnee, ruht er still und starr 51. im Nordosten der USA liegt der Bundesstaat 53. mit diesem Wort wurde Humanic in den 70ern berühmt. Sehr innovativ und in aller Munde war das Werbekonzept damals! 56. wichtiges Utensil für wichtiges Orakel - Brauchtum zu Silvester 57. medizinischer Ausdruck für Minderwuchs bzw. Zwergwuchs 60. nur kurz die Tagesordnung 61. fließt ziemlich lange durch Berlin 63. hört man Kästner und die Detektive, denkt man sofort auch an ihn 64. solche Verbindungen werden zum Fügen von Blechteilen eingesetzt 65. er ist der Chef auf der Baustelle 66. der Elmayer steht sozusagen für sie, egal ob privat oder im Geschäftsleben

SENKRECHT: 1. Gruppe von Menschen, die hauptberuflich in der Landwirtschaft arbeiten – noch immer wird sie immer kleiner 2. ist neben dem Tiber ein bedeutender italienischer Fluss 3. in den Boden gegrabener Unterschlupf – hier himmelwärts – mancher Tiere 4. jene Sparte der Post, wo die Packerln verschickt werden – die Konkurrenz ist bereits hart! 5. steht für Deutschlands größtes Tankstellennetz 6. Kommt der Ochs in ein fremdes Land, wird er doch als solches erkannt 7. beginnende Ventilation 8. ein Zwischengericht im Eingangsbereich? 9. das Lehnwort aus dem Französischen bedeutet Traurigkeit, aber auch Ödnis, Langeweile 10.

den Ansturm gibt es oft – nicht nur im englischen – Ausverkauf 11. L'Oréal-Milliardärin Liliane Bettencourt fungierte mutmaßlich als solche für Sarkozy 12. Vorname des berühmten deutschen Schauspielers Lingen 13. macht man mit Beeren im Sommer, mit Früchten im Herbst und anderem, um zu konservieren 14. hat Nizza mit der Pizza gemein 20. manchmal, vor allem in früheren Zeiten, bezeichnet eine Ehefrau ihren Angetrauten als solchen 22. nur kurz unter Verdacht 23. steht für Österreich im email-Verkehr 27. sie alle werden auch ohne Fleisch glücklich – obs gesünder ist, sei dahingestellt! 30. sehr geehrte im Briefverkehr 31. der Anfang vom Anfang und das Ende vom Balkan 35. Haare nehmen, zusammenknödeln und feststecken – das Ergebnis ist (nicht immer) diese Omafrisur 36. ziemlich alte Bezeichnung für einen Landstrich – im Salzburgischem noch oft zu finden 41. steht für Los Angeles 42. wenn man häkelt, entsteht eine Häkelei und wenn man sich ekelt, entsteht sie – oder? 43. eine nur kurz bestehende Niederlassung 44. sozusagen der Todeskampf 47. sticht alles andere, auch wenns nicht Trumpf ist 48. stochert man dort, weiß man gar nicht so genau, was man eigentlich sucht 52. macht das Schwein 54. so sieht man, wenn man zornig und so wird man, wenn man verlegen ist 55. ein vokalloser Zipp (wird nicht halten) 58. nicht er und nicht es 59. findet sich im Gasometer 62. KFZ-Nationalitätszeichen für Rumänien

<p>Lösung Nr. 290: LIEBESBRIEF</p> <p>Die Gewinnerin: Erna TRABITSCH 2320 SCHWECHAT</p>	<h2>PREISRÄTSEL</h2>		<p>Name:</p>
	<div style="border: 1px solid black; height: 30px; width: 100%;"></div> <p>Einsendungen (müssen bis 16. 02. 11 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Reinprechtsdorfer Straße 31, 1050 WIEN</p>		<p>Adresse:</p>
			<p>PLZ.: Ort:</p>

BIBLIOTICK

Die Augustin-Theatergruppe lädt zur Premiere

«Geh-Tankenspiel» im Anatomietheater

Dem kryptischen Namen der Augustin-Schauspieltruppe «11% K.Theater» nicht genug musste auch noch die brandaktuelle Produktion den Titel «3 Frauen in Geh-Tanken» verpasst bekommen. Drei Frauen verwundert, da beim achtköpfigen Ensemble lediglich zwei Darstellerinnen mitwirken. Der Leiter der Truppe, der Sozialarbeiter Andreas Hennefeld, zeigt sich auf diese Ungereimtheit angesprochen komplett zugeknöpft. Gesprächiger wird er hinsichtlich der Wortneuschöpfung «Geh-Tanken»: «Natürlich ist es ein Spiel mit dem Begriff «Gedanken», und die zweite Bedeutung ist als Aufforderung zu verstehen, u. z. im Sinne von «Geh' soziale Bedürfnisse auftanken.» Somit wären wir auch beim Inhalt angelangt. Drei Frauen treffen sich an einer Tankstelle und stellen fest, dass sie sich aus der Schulzeit kennen. Und da das Gute so nahe liegt, schmieden sie den Plan, eine Tankstelle für soziale Bedürfnisse zu eröffnen.

Dieser surreale Plot hat einen ernsten Hintergrund: 2010 war das Europäische Jahr zur Bekämpfung der Armut und sozialen Ausgrenzung. Eignige der DarstellerInnen engagierten



Einfacher, als es klingt: Das «11% K.Theater» spielt «3 Frauen in Geh-Tanken» im Braum-Anatomietheater

sich, weil selbst von Armut betroffen, in Plattformen wie z. B. der Armutskonferenz, um auf ihre Situation hinzuweisen und Verbesserungen zu erwirken.

Die zweite Strategie der Auseinandersetzung mit ihrem sozialen Status ist eine künstlerische, die nicht von außen aufgedrängt werde, sondern aus eigenem Antrieb erfolge, wie Hennefeld anmerkt. Er habe lediglich nach den Ideen und Impulsen der Ensemble-Mitglieder eine Leitlinie für ein abendfüllendes Stück erarbeitet,

aber geprägt wird das Stück durch die Improvisationskünste der 11%-K.-Theater-Truppe, die es sich nicht nehmen lassen wird, auch noch das aktuelle Europäische Jahr des Ehrenamtes einfließen zu lassen: Es bestehe nämlich auch der Wunsch, anderen Menschen zu helfen.

reisch

I N F O

23. Februar, 19.30 Uhr
Braum-Anatomietheater
Beatrixgasse 11, 1030 Wien
Eintritt: freiwillige Spende

An der Grenze: «Inside America» zeigt eine marginalisierte Jugend

Gottverlassen in «God's Own Country»

High-School-Filme sind fast ein Synonym für die seichte Kinounterhaltung. «Inside America» spielt in einer real existierenden High School und ist das Gegenteil jener lustigen Filmchen, in denen amerikanische Schüler als dauerpartyfeierende Idioten dargestellt werden. Nicht dass die ProtagonistInnen in Barbara Eders erstem Spielfilm nicht auch Partys lieben würden – sie haben nur kaum etwas zu feiern. Gedreht wurde in Brownville, im südlichsten Texas, an der mexikanischen Grenze. Die 140.000-Einwohner-Stadt ist ein Ort mit weit unterdurchschnittlichen Einkommen und hoher Verbrechensrate. Durch einen Schüleraustausch kam die 1976 in Eisenstadt geborene Barbara Eder

in die texanische Stadt und besuchte die Homer Hanna High School, an welcher der Anteil der mexikanisch-stämmigen SchülerInnen 94 Prozent beträgt. Filmerin Barbara Eder arbeitete mit einem kleinen Aufnahmeteam und mit LaiendarstellerInnen und schuf einen dokumentarischen Spielfilm.

An der Hanna High beginnt der Schultag mit Polizeikontrollen, täglich wiederholen die SchülerInnen den amerikanischen Fahnen-Eid, die Werte des American Dream werden gepredigt. Für die meisten bleibt dieser Traum eine Utopie. Viele sind illegal ins Land gekommen, haben keine Papiere, bekommen keine legale Arbeit und sind von der Abschiebung bedroht. Einige der

Charaktere scheinen konventionellen Teeniefilmen entnommen: etwa die ebenso beneidete wie verhasste Cheer-Leader-Queen, der langweilige Außenseiter, der gewalttätige Bandenführer, Mädchen auf der Suche nach Liebe. Die Jugendlichen sind völlig auf sich gestellt. Die Lehrer wickeln den Unterricht ab, Eltern sind entweder gar nicht vorhanden oder unfähig, sich um ihre Kinder zu kümmern. Insbesondere fällt die Abwesenheit von Vätern auf. Diese jungen Leute kämpfen um ihre Existenz und ihre Würde. Für Zukunftsperspektiven bleibt weder Zeit noch Energie.

JL

Ab 11. Februar im Kino

Tomaten gegen die Einsamkeit

Einen leichten Dachschaten haben die ProtagonistInnen der acht Erzählungen, die im Buch-Debüt «Der Platz des Hundes» der noch relativ jungen Autorin (Jg. 1984) Anna Weidenholzer versammelt sind. So lässt beispielsweise eine ältere Frau ihren Hund «Kavka» (tschechisch für Dohle) beim Tomatenpflanzenkauf mitentscheiden, welche Sorten es werden sollten. Eine Pflanze kommt auf das Grab ihres verbliebenen Gatten: «Sie mag den Gedanken, dass sie Tomaten essen wird, die auf Hermann gewachsen sind.»

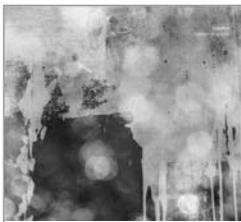
Weidenholzers Figuren sind einsam und in ihrer Einsamkeit traurige Gestalten. Sie haben sich einfache, unflexible Strategien zurecht gelegt, um halbwegs damit klar zu kommen. Immer am dem gleichen Wochentag den Friedhof aufsuchen, immer nur Palatschinken machen oder die Aufmerksamkeit den Haustieren, selbst wenn es sich nur um Motten handelt, und nicht den Mitmenschen schenken. Diese trostlosen Lebensführungen unterstreicht die Autorin, indem sie einfache Sätze aus einem begrenzten Wortschatz baut, oft sogar mit Wortwiederholungen operiert: «Weil die Sessel immer nie weggeräumt werden, habe ich Arbeit. Es ist besser, eine Arbeit zu haben, als keine. Weil, was würde ich machen, wenn ich keine Arbeit hätte.» Aber Weidenholzer überspannt dabei nicht den Bogen, sie verliert sich nicht in überkonstruierten Sprachmonotonien, sondern treibt immer wieder die Erzählungen voran – bei aller Perspektivlosigkeit der Charaktere. Sie greift dafür auch auf einen an sich banalen, aber hier wirkungsvollen Kniff zurück: Eine unbedeutende Nebenfigur einer Erzählung wird zur Hauptfigur einer später folgenden Erzählung und am Ende schließt sich sogar noch der Personenreigen. Ein rundum gelungenes Debüt!

reisch

Anna Weidenholzer
«Am Platz des Hundes»
Mitter Verlag
108 S., € 18,70



A U F G ' L E G T



Tupolev
Towers of Sparks (CD)
(Valeot/Trost)
www.tupolev.klingt.org

Musik, die sich in Schubladen ordnen lässt, ist nicht die Sache von Tupolev. Die vier Musiker aus Wien mit unterschiedlichem musikalischem Background sind in mehreren Musikprojekten engagiert – alle mit anderen Schwerpunkten, alle nicht nach strikten Gattungsgrenzen einzuordnen. Tupolevs zweites Album, das sie gemeinsam mit Martin Siewert produzierten, ist recht jazzig geworden. Attribute: cool, free – aber das wären schon wieder Schubladen. Die CD mit acht Instrumentalnummern ist ein Werk zum Genau-Hinhören. Denn es ist ein Album vieler leiser Töne (manchmal auch recht heftiger), durchzogen von elektronisch erzeugten und Alltagsgeräuschen. Gefälligkeit gegenüber allgemeinen Hörgewohnheiten ist keine Kategorie, der die Formation frönt. Angst vor Wohlklang und Melodien hat das Quartett, das seine Songs ohne Worte mit Klavier, Bass, Cello, Electronics und Schlagzeug instrumentiert, jedoch ebenfalls nicht.



Duo 505
Walzer oder nicht (CD/Vinyl)
(Morr Music/Hoanzl)
www.myspace.com/duo505

Dreivierteltakt lässt sich auf «Walzer oder nicht» keiner ausmachen. Ist das als Statement in der «Alles-Walzer-Nation» zu werten? Bernhard Fleischmann und Herbert Weixelbaum – einander kongeniale Partner – erarbeiten sich einen Sound, der dem Wiener Traditionalismus kaum Reverenz erweist. Andererseits kommt aber die Popgeschichte (etwa ab der elektronischen Ära) sehr wohl zu Ehren. Wobei weniger legendäre Pioniere, als vielmehr der Synthesizer benutzende Mainstream auf das klangliche Erscheinungsbild von Duo 505 abzufärben scheint. Analoge Instrumente und Electronics, eingängige Melodien, liedhafter Aufbau der Stücke, Wiederholung und Variation schaffen scheinbar simple und leicht konsumierbare Unterhaltungsmusik. Wären da nur nicht immer wieder Irritationselemente, man klingt absichtlich billig und ein bisschen wie von gestern. Genial-blödsinnig.

JL

ART.IST.IN
magazin

Das MUSA wiederentdeckte Lieselott Beschorner

Meisterin des grotesken Faches

Selten bekommt man bei Werkschauen dermaßen klar verschiedene (Rück-)Entwicklungsstadien einer Künstlerin, eines Künstlers vor Augen geführt, wie bei der Personale «Lieselott Beschorner. Zwischen Abstraktion und Groteske», die zurzeit im MUSA zu sehen ist. Die 1927 in Wien geborene Künstlerin schuf am Beginn ihrer Laufbahn abstrahierende Stillleben, Landschaftsbilder und Frauenakte, die jetzt Jahrzehnte später betrachtet wenig Bemerkenswertes bieten können, aber zur Zeit ihrer Entstehung sehr wohl einer modernen Kunstauffassung entsprochen haben, denn Beschorner wurde 1951 als eine der ersten Frauen in die Wiener Secession aufgenommen.

In den späten 60er Jahren leitete sie mit dem Werkzyklus «Groteskerien» ihre unverwechselbaren Schaffensphasen ein, bevor sie gegen Ende des 20. Jahrhunderts wieder zur Abstraktion zurückkehrte. Doch Beschorner, die sich auch aus dem öffentlichen Leben

zurückgezogen hatte, konnte damit nicht mehr annähernd an die Qualität ihrer grotesken Arbeiten anknüpfen.

Die «Groteskerien» bildeten den Auftakt der Auseinandersetzung mit amorphen Gesichtern und Körpern, die mit der Serie «Emotionalien» perfektioniert wurden. Es sind auch humorvolle Deformationen des menschlichen Körpers, die aus verschiedenen Richtungen genährt wurden: Die Basis bildet Pop art, dazu eine Prise Fantastischer Realismus und zu guter Letzt ein Schuss Optical art.

In den 80er Jahren löst sich Lieselott Beschorner von den oben genannten Einflüssen und treibt die Beschäftigung mit dem Körper auf die Spitze: Einerseits formt sie animalische Tonköpfe, andererseits kreiert sie mit Schmuck,

Federn und Spitze aufgedonner-te «Puppas» – Textil-Puppen, die eher dem Gruselkabinett als dem Kinderzimmer entflohen sein dürften.

reisch

Bis 5. März bei freiem Eintritt!



Ein Werk ohne Titel aus dem Jahr 1970 von Lieselott Beschorner

Zeichensturm im Künstlerhaus – die Huldigung des Gestikulierens

Ressentiments der Hörenden

Als komisches Herumfuchteln wird von nicht sehr lernbereiten Zeitgenossen eine Konversation in Gebärdensprache verleumdet. Dass Betroffene die Gebärdensprache im öffentlichen Raum oft nur anwenden, wenn es sich nicht vermeiden lässt, liegt an der noch nicht überwundenen gesellschaftlichen Stigmatisierung dieser Kommunikationskunst. Manchen Gehörlosen ist es peinlich, sich als solche zu outen. Das sind Spätfolgen eines weichenstellenden Events – des internationalen «Mailänder Taubstumm-Lehrer-Kongresses» des Jahres 1880. Dort ging es um die Frage: Sollen die Taubstumm zur Lautsprache, also zum Lippenlesen gezwungen werden, oder akzeptieren

die Schulsysteme die Gebärdensprache als eigenständige Sprache einer gesellschaftlichen Minorität.

Die folgenschwere Mailänder Resolution behauptete die Überlegenheit der Lautsprache, weil sie allein den Taubstumm «ein tieferes Eindringen in den Geist der Sprache ermöglicht». AnwenderInnen der Gebärdensprache könnten das intellektuelle Niveau der Hörenden nicht erreichen – das suggerierte die Resolution.

Wissenschaftlich gilt das inzwischen als vollends überholt, trotzdem sind Initiativen wie das «Zeichensturm»-Projekt des in Wien lebenden japanischen Künstlers Michikazu Matsune, eine Performance in und über Gebärdensprache und Gehörlosigkeit, enorm

wichtig, denn es gilt noch viele Ressentiments der Hörenden abzubauen. Gemeinsam mit gehörlosen und schwerhörigen Menschen realisiert er vier Abende in Serie, vom 17. bis 20. Februar im brut/Künstlerhaus, in der die Gebärdensprache als Ausdrucksform einer Minderheit mit eigener Kultur, Gemeinschaft und Geschichte in Szene gesetzt wird. Unter anderem beschäftigen sie sich mit Musik, die entgegen der weit verbreiteten Meinung wichtiger Bestandteil der Welt von Gehörlosen ist. Am 18. Februar kommt es im Anschluss an die Vorstellung zu einem Publikumsgespräch. Bereits um 14 Uhr beginnt an diesem Tag das «Zeichensturm»-Symposium.

R. S.

Musikarbeiter unterwegs ... mit The A.men über Wien hinaus

The Gospel of Rock according to the A.men



Nicht nur in Wien wird gern, viel und gut Musik gemacht. The A.men lassen es, aus Linz kommend, krachen, mit einem Händchen für tolle Songs.

Es lebe die Bananenrepublik Österreich – bloß warum sind hier gute Bananen so teuer? Ein paar Grad mehr wären auch nicht schlecht! Wenn schon Sumpf, dann bitte mit «brütendem» Klima. Maria ohne Gnaden führt dem roten Wien vor, was sie alles kann, und verbietet die Kundgebung gegen den unsäglichen WKR-Ball. Bei dem wahrscheinlich einzig das Personal nicht mit Sicherheit wenigstens am äußersten rechten Rand (hi, hi, eine Unschuldsvermutung!) angesiedelt ist, während sich auf der Tanzfläche und in den Festsälen der Hofburg die Crème de la Crème (braune Soße!) des chauvinistischen, nationalen und faschistischen Europa amüsiert. Sieg Walzer! Rot schweigt, wie eigentlich zu allem.

Die gute alte «Krone» – stirbt dir schön langsam die Leserschaft weg? – diffamiert tags darauf mündige Menschen, die sich Demokratie nicht aus tagespolitischem Kalkül untersagen lassen und wider Unrecht auf die Straße gehen, wie gehabt als «linke Chaoten». Statt von Berufsheer wird derweil von einem Freiwilligenheer geredet, Orwells «1984» ist eh schon so lange her – nachschlagen unter «Doublespeak», lieber Zivildienar Darabos!

Die Verlesung der Telefonprotokolle diverser Lobbyisten featuring Karlheinz «Marilyn» Grasser durch diverse Kabarettisten verstärkt in mir den Eindruck, dass die Menschen, die da protokolliert wurden, wussten, dass sie abgehört werden. «Herr Rat, so blöd und tolldreist kann doch keiner sein, wir wollten die zu Unrecht auf uns angesetzten Ermittler hoid a bisserle pflanzen ...» Ein Mensch, dessen Breitenwirkung auf seinem Talent in einer fragwürdigen Sportgattung beruht, lässt seinen homophoben Tendenzen freien Lauf, Prominenzfürst mit Sprechdurchfall, Medienzarewitsch jubiliert. Wessen miserabel klimatisierter Alptraum ist dieses Land Österreich eigentlich? «Weil normal, bitte sehr, sind immer noch wir», Michael Jeannée.

Shit For The Masses

Da setz ich mir lieber die Kopfhörer auf und verlier mich in Musik. «What if this leads to ruin, you've got a soul – use it!», singt Conor Oberst von den Bright Eyes, und da geht's mir gleich



The A.men sagen «Aaaa!» zum Livespielen

wieder besser. So viel Musik und so wenig Zeit. Habe ich schon erzählt, dass es in Graz einen Haufen tolle Bands gibt – Hella Comet, die Strigles oder The Sado Maso Guitar Club?

Eine durch und durch gute Band sind auch The A.men aus Linz, die letztes Jahr im Juni die CD «Godless» veröffentlicht haben. In den Liner-Notes der CD spekulierte Andreas Kump, Sänger der Band Shy und Autor von «Es muss was geben» darüber, was wohl passieren würde, wenn einer dieser 11 Songs über eine der heutzutage beliebten Gratis-CDs als Beilage zu (Musik-)Magazinen einem breiteren Publikum ins Bewusstsein gelangen würde. Wäre es möglich, «dass sie von einem größeren Publikum als gute Musik verstanden werden»? Diese Frage treibt allerdings Thomas Prömer aka B. Godless, das sozusagen Alphamännchen von The A.men heutzutage bedingt um. Prömer, der Sänger und Songwriter, weiß ganz ohne falsche Koketterie, dass diese Songs gut sind, egal ob sie «All My Love For JD», «Virgin Boys» oder «Whip Me» heißen.

Das Album «Godless» versammelt die stärksten Lieder von Prömers früherer Band Clouds Over Chrysler, die sich von Ende der 80er bis in die 90er mit Nachdruck in einer damals im Positiven wie im Negativen ganz anders gearteten heimischen Musiklandschaft bewegten. The A.men's «Godless», mit hochkarätigen Linzer MusikerInnen eingespielt, funktioniert dabei ganz ohne jeglichen Nostalgiefaktor, weil die Songs für sich heute funktionieren, mit Elementen aus Punk-, Indie-, Hard- und Heavyrock ins Ohr gehen und

blendend unterhalten. Einfach nur Rockmusik, mit dem gewissen Etwas an Wiedererkennungswert und Charakter. Songs, die mensch – eine minimale Affinität zu E-Gitarrenmusik vorausgesetzt – gewiss entschieden lauter schalten würde, würde mensch Auto fahren und dabei Radio hören. Aus dem ursprünglichen Studioprojekt wurde eine Liveband, unter anderem mit Phil Sicko (Porn To Hula, Shy) am Bass und Yohiro aka Thomas Pichler von den Linzer «Legenden» The Passengers am Keyboard. Ein Line-up, dessen Chemie und Qualität natürlich rückkoppelt auf die Songs, die Thomas jetzt für ein zweites The A.men-Album schreibt. Zwei Songs sind schon mehr oder minder fertig und «eine Menge Ideen», die sich im Herbst in Albumform manifestieren sollten. Bis dahin geht sich hoffentlich der eine oder andere Livegig aus; nicht zuletzt auf der Bühne sind The A.men nämlich eine unpräzise, launige und Laune machende Rock-Macht, die einem nicht nur einen Song nachdrücklich mit auf den Nachhauseweg gibt. «Somewhere someone is claimin/freedom to vote/spreadin like cancer/empty, foolish and broke ... I said that we want shit for the masses.»

Ein Ohrwurm zur Lage.

Rainer Krispel

I N F O

The A.men: «Godless» (Esos Records/Hoanzl)
www.myspace.com/theamenrock
www.esos.at

Der Wiener Peter Kapeller ist Gewinner des internationalen EUWARD 5 Szenen einer kranken Gesellschaft

Die Stiftung Augustinum vergab im vergangenen Herbst zum fünften Mal den EUWARD, einen europaweit ausgeschrieben Preis für Künstler in einem Außenseiter-Status. Im November fand eine Ausstellung im Münchener «Haus der Kunst» statt, wo die Werke der drei Gewinner präsentiert wurden. Peter Kapeller erhielt diesmal die höchste Auszeichnung. Er kommt aus Wien.

Bei unserem ersten Treffen Mitte Dezember ist Peter Kapeller so sehr in sein Schachspiel vertieft, dass er mein Kommen kaum wahrnimmt. Viel Platz für eine formelle Begrüßung gibt es in seiner Einzimmer-Gemeindewohnung im 10. Bezirk ohnehin nicht. Ein kleiner Schlaf-Wohnraum mit Blick auf einen ziemlich tristen Innenhof von einem vollgeräumten Tisch aus, Ess- und Arbeitsplatz in einem.

Heute ist für ihn ein Festtag, denn nun ist er schuldenfrei. Schuldenfrei durch das Geld, das er als Gewinner des EUWARD-Preises erhielt. 47 Bilder sandte er nach München ein, 47 Bilder, die eine hochkarätige internationale Jury (u. a. Arnulf Rainer) von seinem Können überzeugten.

Es ist ein «Außenseiterpreis», ein Preis für Menschen mit psychischer oder geistiger Beeinträchtigung. «Ich fühl mich nicht beeinträchtigt. Ich scher mich nicht drum, weil ich keine Zeit dafür hab. Und über meine Krankheit sprech ich nicht. Nicht über meine Scheißfamilie, nicht über die vielen, vielen bösen Menschen um mich.» Damit setzt mir Peter Kapeller schnell klare Grenzen für unser Gespräch. Und dann: «Sie kommen zwei oder drei Stunden zu mir und wollen etwas schreiben über mein 20-jähriges Künstlerleben?»

Also stelle ich mich darauf ein, dass einiges anders verlaufen wird, als ich es mir vorgenommen habe. Dann bin ich eben lieber die Abwartende und will ihn nicht mit vorgefertigten Fragen torpedieren. Mehrmals erfahre ich seine Unwilligkeit, mit mir ein Gespräch zu führen oder etwas von seinen Arbeiten zu zeigen. Er sucht dann doch Materialien aus der Bettlade, durchwühlt unzählige Manuskriptblätter, zieht das eine oder andere maschinengeschriebene Blatt heraus, legt es vor mich hin. «Da lesen Sie. Da steht alles drin.» Ich kann die Texte nur überfliegen. Sie scheinen mir geistvolle Betrachtungen über komplexe Themen zu sein; den Urknall, die Entstehung der Erde, das Ende der Welt; ausgeklügelte Reflexionen über philosophische, religiöse, soziale

Fragen. Wieder bin ich in der schwächeren Position, für ihn offensichtlich zu dumm, deren Inhalt zu verstehen.

Das Gespräch kommt nur holprig voran. Wie denn sein «normaler» Tag aussieht? «Ich koche und mache den Haushalt. Und ein ganz normaler Tag ist, wenn ich an einem Bild arbeite.»

Dann zieht er tatsächlich ein Blatt aus einer Mappe. Ich werde geprüft. «Was sehen Sie auf diesem Bild?» Ich brauche wieder Zeit, in den bis an den Rand dicht voll gezeichneten schwarzweißen Miniaturscenen etwas Konkretes zu erkennen, bemühe mich, das von mir eher Erahnte zu definieren, werde aber schnell wieder als Ignorantin entlarvt, die – eh klar – nichts sieht und versteht. Die Kommunikation zwischen uns ist am Kippen. Vielleicht ist es besser zu gehen. Und ich gehe tatsächlich. An der Tür ruft er mir noch nach: «Ich mag Sie trotzdem. Sie können wiederkommen.»

Und ich komme wieder. Peter Kapeller ist zu Mittag noch im Pyjama. Er arbeitet meist nachts und schlägt sich heute mit dem Gedanken herum, die «100 Stück überlebensgroßen Scheißfiguren, die dieser irre Typ auf 150 Quadratkilometer in den Vorarlberger Alpen aufgestellt hat»,

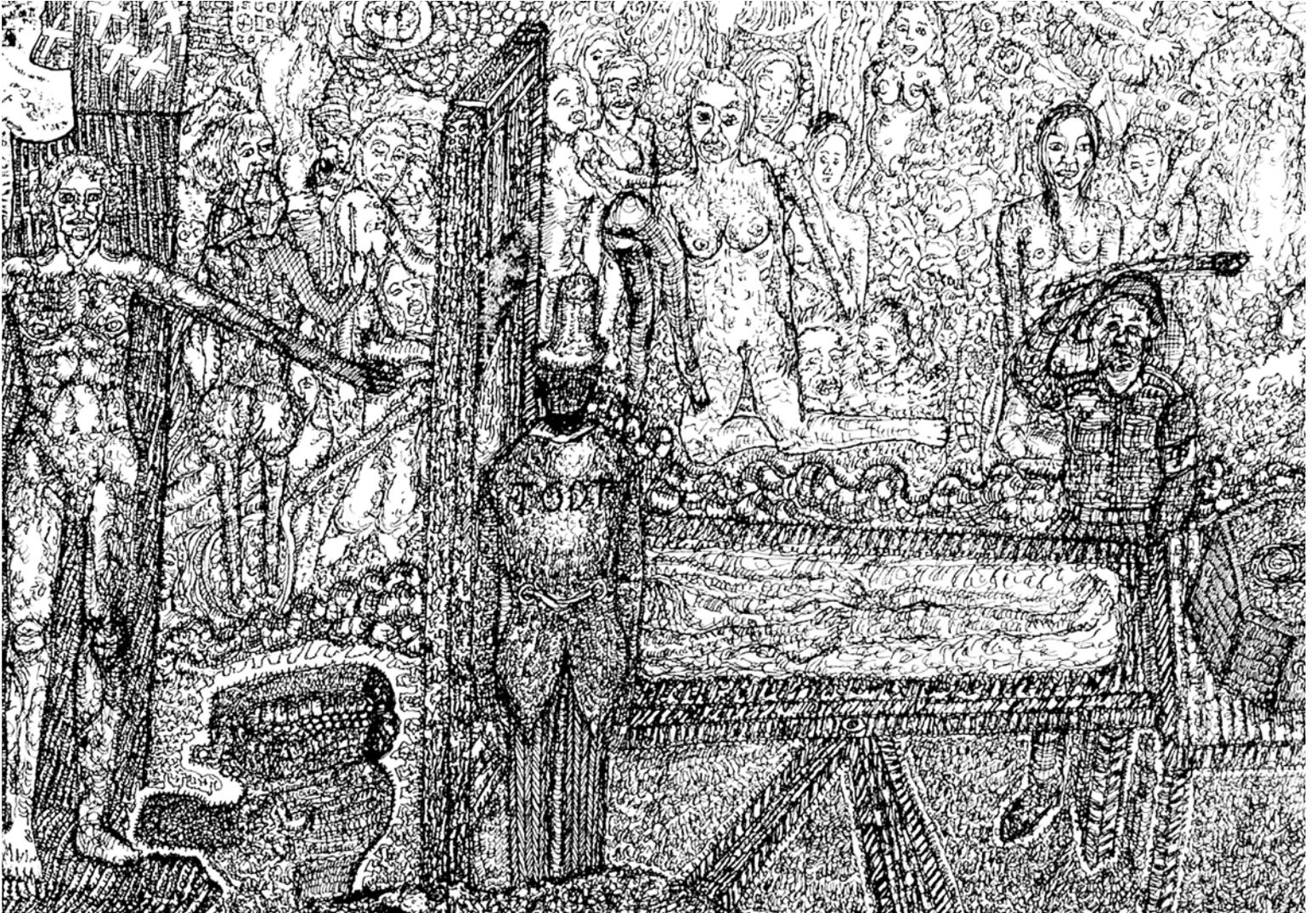
mit einem Vorschlaghammer zu zertrümmern. «Die Vorarlberger Landesregierung müsste mich aber offiziell als Entwicklungshelfer für unberührte Natur dazu einladen. Ich bin ja kein Terrorist. Die müssen dafür schon zahlen.»

Gehasster Vater

Dann können wir doch über seine Vergangenheit sprechen: Die Mutter stirbt, als er 11 Jahre alt ist, der Vater ist Alkoholiker, die elterliche Wohnung total verwahrlost. «Ein klarer Delogierungsgrund» meint der Sohn heute. Sie leben im bürgerlichen 8. Bezirk, für Peter Kapeller ein Ghetto. «Ich hatte Filzläuse, lange Haare, kein gscheites Gwand, hab die Schule geschwänzt, bin dafür aber in den städtischen Büchereien gesessen und hab gelesen, gelesen ...» Mit 12, 13 habe er sich der «Jugendkriminalität ergeben». Er und seine Freunde fladern Bierkisten, die sie dann verschachern. Denn sie wollen etwas unternehmen, etwas erleben. Taschengeld gibt's ja nicht, und die Fürsorgerin hat nur genervt. «Wir waren sehr kreativ in der Geldbeschaffung, nur um uns das deperte BRAVO kaufen zu können.»



Auch in seinen poetischen Texten drückt Kapeller seine Einsamkeit aus: «Willkommen auf der Erde / im Tollhaus unserer Gedanken / wo wir täglich den Irrsinn / und den Wahnsinn proben»



Ein Zehntel des Bildes «Zeit - Cas - Zeit - Cas» von Peter Kapeller, 2008. Aus dem Katalog «euward 5», Augustinum Stiftung München

Den A-Zug der 4. Klasse Hauptschule schließt er mit einem Externistenzeugnis bravourös ab. «Das entspricht heute dem Gymnasium.» Der Wunsch, auf die Graphische zu gehen, findet beim ghassten Vater kein Gehör. Eine Installateurlehre beendet er nicht. «In einem anderen Elternhaus wäre ich Graveur geworden, aber sie taten überhaupt nichts für mich, ich war ihnen quasi wurscht.» Als Hilfsarbeiter will er nicht leben, no future war also angesagt, die Existenzangst groß. Da bricht die Krankheit aus, über die er nicht sprechen will. Aus Krankheitsgründen wird er dann in Pension «gegangen». Da ist er gerade erst 21 Jahre jung, sucht und findet aber immer wieder Arbeit: Im Patientencafé am Steinhof, als Tischler im Pfusch.

Lesen gegen «Anarchie und Raserei»

Und seine KUNST? Sie ist eine Kunst der Verzweiflung, ein Vexierbild seiner Erfahrungen mit der Welt, mit seiner Vergangenheit. Eine innere Notwendigkeit. Keinesfalls eine Therapie. «Armut macht verletzlich und krank. Das schildere ich in meinen Zeichnungen. Meine psychischen Probleme haben die Menschen verursacht (meine

Familie, die Mitbewohner im Gemeindebau). Das ist aber kein Defizit, sondern ein Profit, weil ich mir ganz allein etwas beigebracht hab, weil ich immer einen gewissen idealistischen Gedanken gehabt hab. Ich hätte ja auch Krimineller werden können.» Peter Kapeller ist totaler Autodidakt.

Heute bleibt uns Raum und Zeit für ein eingehenderes Betrachten seiner Bilder, allerdings im gut gestalteten Katalog des «Hauses der Kunst», denn die Originale hängen noch in München.

Was zeichnet Peter Kapellers «Bilderkasteln» – wie er sie einmal nennt – aus? Macht sie so einmalig, so großartig? Auf schwarzem Hintergrund drängen sich unzählige kleine und kleinste Miniaturscenen. Über das ganze Blatt verteilt erzählen seine Bilder Geschichten. Es sind Erinnerungen, Eindrücke, Gedanken, Ängste, Wünsche und Sehnsüchte, die hier akribisch, detailreich, gestrichelt, schraffiert Gestalt gewinnen. Ich erkenne menschliche Figuren, Gesichter, konkrete Gegenstände, amorphe Formen, Räume tun sich auf, in die Schriftzüge, Textzitate hineingeschrieben werden. Der Hintergrund ist tiefschwarz. Die Gesichter, die Figuren schauen aus dem Bild heraus den Betrachter an, laden ihn zu eigenen Assoziationen ein. Die Szenen sind häufig quälend,

sie zeigen eine kranke Gesellschaft. Deutlich ist aber immer die große künstlerische Sensibilität des heute 41-Jährigen.

Mehr als 500 Gäste waren bei der Ausstellung im Münchner «Haus der Kunst», 500 Werke von Künstlern aus 8 verschiedenen Nationen wurden eingesandt. Und Peter Kapeller ging als Sieger hervor!

Ob er Vorbilder für seine zeichnerische Begabung habe? Er weiß genau Bescheid über die zeitgenössische Kunst, schätzt Michelangelo, Leonardo, Bosch, Ensor, Munch, Kubin. Braucht keine Ausstellungen besuchen, um sich deren Werke anzusehen, nimmt all sein Wissen aus Büchern. «Bildung, Lesen, Philosophie haben mich so weit beeinflusst, dass ich nicht in Anarchie und Raserei verfallen bin, dass ich Künstler geworden bin.»

Dann spüre ich, dass ihm meine Anwesenheit zur Last wird. Er sagt gar nichts mehr, gibt mir aber deutlich zu verstehen, dass ich gehen soll. Ohne Verabschiedung.

Erst auf der Straße fällt mir wieder ein, was er mir bei meinem ersten Besuch gesagt hat. «Ich will auf der Welt keinen Schaden anrichten. Das geht eh mehr schlecht als recht.»

Barbara Huemer

Dieter Berdel, Designsozialist und Dialektdichter, zerwienert Robert Burns Single-Malts-Veltliner-Connection

Unlängst auf der Schmelz: Am 252. Geburtstag von Robert Burns huldigten knapp 200 Menschen der schottischen Kultur mit allem, was dazugehört. Darunter auch Burns-Kenner Dieter Berdel, der bei dieser Gelegenheit sein drittes Bändchen trefflich ins Wienerische übertragener Texte von Schottlands Nationaldichter präsentierte. Aber eigentlich hat er ja ganz etwas anderes gelernt.

Was dem Iren der St. Patrick's Day, ist dem Schotten die Burns Night. Dem schottischen Nationaldichter Robert Burns (1759–1796) zu Ehren wurde in seiner Heimat sogar ein Feiertag eingeführt, genannt «Burns Supper» oder «Burns Night». Seit 2000 pflegt in Wien eine rührige Handvoll Menschen Burnsens Vermächtnis, feiert alljährlich am 25. 1. mit Kilt, Whisky und Haggis seinen Geburtstag und hat sich im Oktober 2007 zu einem Verein zusammengetan. Diese österreichische Robert Burns Society bezweckt die Verbreitung des literarischen und kulturellen Schaffens von R. B. ebenso wie die Pflege und Huldigung der schottischen Lebensart.

Wenn nun böse Zungen behaupten, diese (weltweiten) Huldigungen wären im weinseligen Wien nur ein Vorwand, zur Abwechslung möglichst viele Single Malts durch die Kehle rinnend aus dem Verkehr zu ziehen, dann ist das weit gefehlt. So wurden einige Lieder des schottischen Bardens von Haydn, Pleyel, Schumann, Beethoven bis Mendelssohn-Bartholdy sehr wohl klassisch interpretiert und heuer im Schutzhaus Zukunft von Könnern wie Michael Kraus (Bariton), Katja Kalmar (Sopran), Martin Walch (Violine), Till Körber (Piano, beide Merlin Ensemble) und Bruno Weinmeister (Violoncello) dargebracht. Ja, sogar Spezialgast Sigi Maron ließ sich hinreißen, von Burns-Kenner Dieter Berdel trefflich ins Wienerische übersetzte Lieder zu spielen. Wer also angesichts der Tatsache, dass sich unter den unzähligen Burns-Liedern auch einige Trinklieder befinden, die selbstverständlich auch in Pubs gesungen oder je nach Fortschritt der Abendstunde vielleicht auch gelallt wurden, in Richtung Massenbesäufnis denkt, der wäre dann ein ebensolcher Schelm, wie Burns selbst einer gewesen sein könnte. Auch hier gilt natürlich die Unschuldsvermutung ...

Gar nicht unschuldig im Sinne der Verbreitung gestreicher Dinge ist Dieter Berdel. 1939 im Burgenland geboren lebt er in Wien und schreibt

Lyrik in Dialekt und Hochsprache, Kurzprosa und visuelle Poesie. Studiert hat er Industrie-Design, ist Mitbegründer des Instituts für Soziales Design (ISD) in Wien und Verfasser zahlreicher Publikationen auf dem Gebiet der menschengerechten Gestaltung.

Lyrik und soziales Design, da wohnen zwei Seelen in deiner Brust. Was war zuerst?

Mein erstes Gedicht habe ich wahrscheinlich schon mit sieben oder acht Jahren geschrieben. Gedichte, also Reime machen, das hat mich schon als Kind wahnsinnig interessiert. Von der Unesco oder Unicef hat es ein europaweites Preisausschreiben für Schülerinnen und Schüler gegeben. Ich war, glaub ich, der einzige von der ganzen Schule, der mitmachte und prompt einen Preis gewann. Deshalb durfmusste ich dann als Sieger vor der ganzen Klasse vorlesen. Ich hab mich aber nicht getraut und mich nur geniert.

Wegen dem Dialekt?

Nein, das war natürlich auf Hochdeutsch. Ich bin erst viel später draufgekommen, dass ich ja eigentlich eine Fremdsprache, den Wiener Dialekt, beherrsche.

Woher kam die frühe Begeisterung fürs Dichten?

Wenn es bei uns zu Hause auch nicht besonders künstlerisch zugegangen ist, mein Vater war ein Büchernarr. Ich hab schon als Kind sehr viel lesen können und mein Interesse für Lyrik entdeckt. Weniger von der Schule her, aber das Lesen, Bücher zu haben und hineinzuschauen, das war's. Als Zwanzigjähriger habe ich meine ersten Gedichte publiziert, zum Teil schon im Wiener Dialekt. Da war grad der H. C. Artmann mit der Schwoazn Tintn ein Skandal!

War das so was wie eine notwendige Form der Rebellion, im Dialekt zu schreiben?

Natürlich war es ein Versuch, mit Sprache anders umzugehen, für mich irgendwie eine Art der Provokation, obwohl das wahrscheinlich zuerst gar nicht so gedacht war. Ich sag jetzt bewusst: Dialekt und nicht Mundart. Das ist eigentlich ein relativ neuer Begriff, der vor allem im Dritten Reich sehr gefördert wurde.

Dialekt war fast etwas Schimpfwörtliches, heute haben wir unzählige sogenannte Umgangssprachen.

Die Grenzen sind natürlich fließend. Für mich und für Leute, die lieber Dialekt sagen, ist Mundart so ... diese Heimatdichtung. Jetzt kann man fragen, wo zum Beispiel «Wien wörtlich» vom

Weinheber hingehört. Die Themen, die er aufgegriffen hat, gehören eher zur Heimatdichtung. Sicher hat mich Weinheber auch beeinflusst, den hab ich schon als Kind gelesen, aber wie dann die Poeten der Wiener Gruppe aufkamen, war mir klar: Das ist eine Sprache, in der ich auch schreiben kann.

Und wie geht das mit den Burns-Texten?

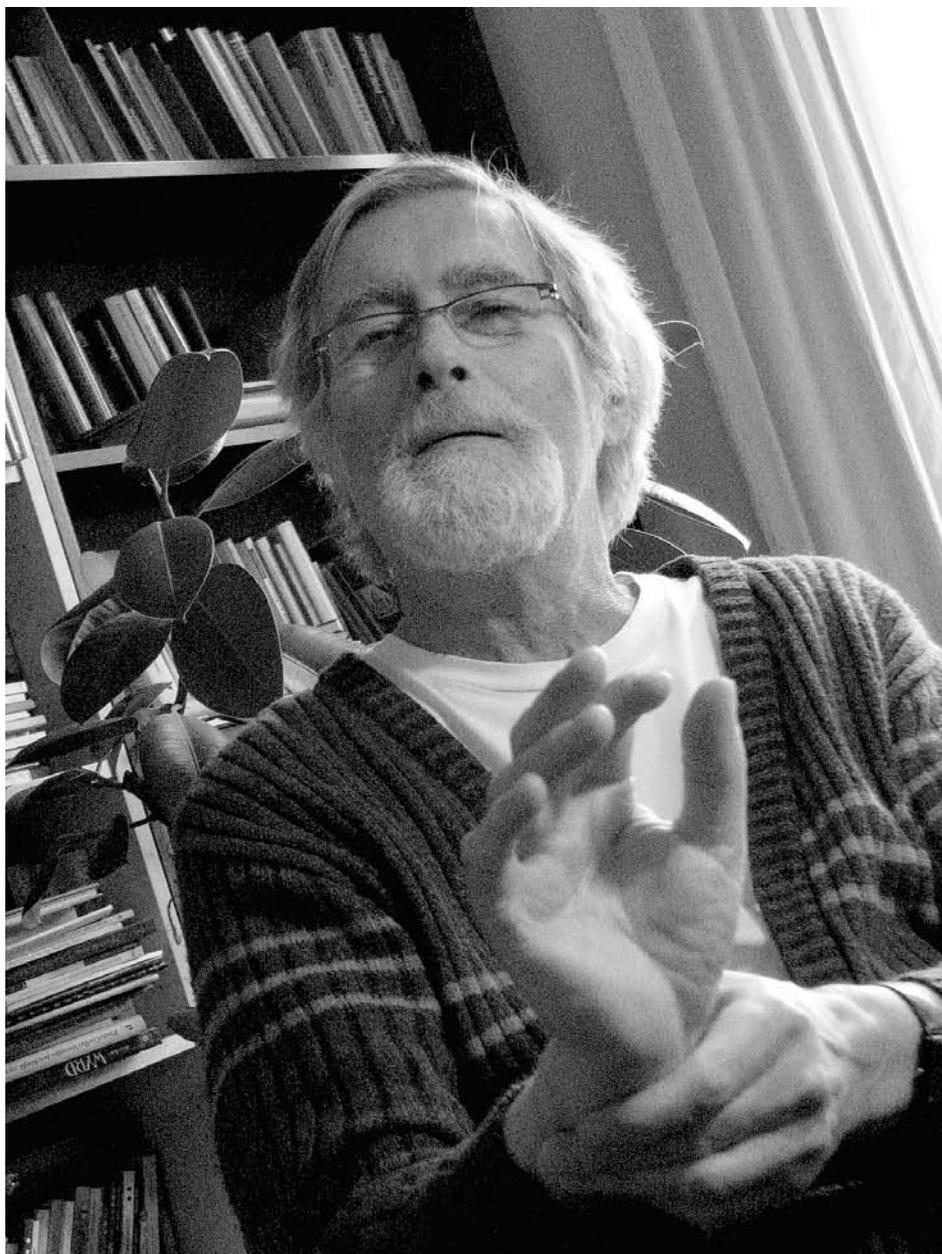
Es sind ja viele alte Lieder dabei, fast jeder kennt «Auld Lang Syne», und gerade weil man sie sowieso nicht 1:1 übersetzen kann, ist es interessant, die Texte quasi neu zu erdichten. Aber dazu bin ich ja auch erst viel später gekommen.

Wie kam denn die Kurve zum sozialen Design?

Ich hab in Mödling in der HTL Möbelbau gelernt, bin also von meiner ersten Ausbildung her Tischlergeselle. Da waren in der Möbelfachklasse ein paar Architekten als Lehrer, die bei mir das Interesse für Architektur weckten. Ohne Matura konnte ich das aber nicht studieren. Es gab eine Möglichkeit in der Meisterklasse für Formgebung, wo auch bereits begonnen wurde, sich für Produktgestaltung für seriell erzeugte Produkte zu befassen. Ich konnte in der Meisterklasse für Industriedesign weiterstudieren und war dann sogar ein paar Jahre Assistent an der Angewandten. Mir ist nur schon während dem Studium aufgefallen, dass die Ausbildung eigentlich am Menschen und an dem vorbeigeht, was man in gestaltenden Berufen neben all der Theorie auch hätte lernen sollen: Wir haben nix erfahren über physiologische Grundlagen zur Benutzung von Geräten, wie man mit Maschinen umgeht, nichts über Arbeitstechnik, Vorbeugung vor Krankheiten zum Beispiel und Behinderungen, die man durch jahrelanges Arbeiten an denselben Geräten erwirbt. Ich hab dann mit ein paar Kollegen begonnen, darüber zu diskutieren, dass man in der Ausbildung andere Schwerpunkte setzen müsste und nicht nur Produkte gestaltet, damit sie sich besser verkaufen.

Ein Ansatz, der heute genauso Gültigkeit hat, oder?

Im Prinzip ist es immer noch so, dass Designer das machen, was die Wirtschaft, die Produzenten von ihnen fordern, und sich nicht darum kümmern, was die Leute, die das benutzen, brauchen. So simple Sachen wie, und da muss man gar nicht behindert sein, wenn ein Dreißigjähriger Schwierigkeiten hat, ein Milchpackerl aufzumachen, ohne sich anzuputzen, die alltäglichen Dinge halt. Wir haben dann ca. 1970 – quasi als Ausläufer der 68er-Studentengeneration – eine Diskussionsrunde



Wie designt man einen Kaffeehafelhenkel so, dass die Melange ein Genuss ist, auch wenn die Hände un gelenk sind? Dieter Berdel dachte nach ...

gegründet. Die Leute vom Bauhaus haben damals auch laut über diese Dinge nachgedacht.

Könnte man das ein Glück bezeichnen, dass du vom Handwerk gekommen bist, weil all das wie sooft viel zu «akademisch» war? Es gab ja so gut wie keinen Austausch zwischen den Disziplinen. Konntest du das irgendwie durchbrechen?

Auf der Angewandten nicht. Die Meisterklassen waren in sich geschlossene Systeme. Die meisten kamen ja vom Studium und hatten keine Ahnung vom Material oder von Werkzeugen. Das war schon ein großer Vorteil für mich. Es gab uns als Gruppe, eine Art «Aktionsgemeinschaft für soziales Design», so haben wir das damals genannt, und zunächst gegen die Ausbildung protestiert.

Protestiert haben damals viele, aber wie kam es dann zur Gründung eines Instituts für soziales Design?

Wir haben uns gesagt: Wenn wir beweisen wollen, dass unserer der richtige Weg ist, dann müssen wir auch Projekte machen und gemeinsam etwas vorlegen, nicht nur Pamphlete schreiben. Also haben wir uns 1975 zusammengeschlossen und ein Institut gegründet auf privater Basis. Da waren wir von Beginn an, und bis heute sind Benutzer dabei, und wir haben

I N F O

ISD: www.sozialesdesign.org

Nächster Burns-Termin:
Dienstag, 15. Februar, Aktionsradius Wien
Ingomar Kmentt singt Robert Burns in Dieter Berdels Version
1200 Wien, Gauplatz 11,
19.30 Uhr

Neu:
Burns goes Classic!
Lieder von Robert Burns im Original Scottish Dialect, Deutsch und Wiener Dialekt
Info & Bestellung:
www.robertburns.at

uns konzentriert auf die Umwelt behinderter und älterer Menschen. In der Ausbildung haben wir nie davon gehört, dass es so etwas wie Behinderung gibt, und dass die Leute auch das Recht haben, die Umwelt zu benutzen, ob das jetzt öffentliche Verkehrsmittel sind oder ein Kaffeehafel. Wir haben Kontakt mit Behinderten-Organisationen aufgenommen und mit den Menschen direkt die Probleme diskutiert. Zum Beispiel die von schwer erkrankte Rheuma-Patienten, wie jemand mit

einer Handdeformation ein Hafel halten kann, ohne dass es kippt. Der Henkel müsste eigentlich genau umgekehrt sein, oben schmal und unten breit, damit man es von unten abstützen kann. Es gibt natürlich auch ästhetische Aspekte. Ein Rollstuhl ist ein Rollstuhl, und ein vernünftiges Design kann ihn auch nicht wegschummeln, aber wer ihn braucht, muss ja deshalb nicht mit einem hässlichen Ding umherfahren. Das Institut forscht nach wie vor an den Grundlagen für eine menschengerechte Umwelt. Seit ich in Pension bin, betätige ich mich aber lieber wieder mehr als Dichter.

Text und Interview: Dagmar Haier



Die Gewalt kann nett und spielerisch daherkommen. Im Künstlerhaus wird «Blick geöffnet» Der Wink mit dem Kinderhöschen

Allgemein beliebt ist, die Augen zu verschließen vor den vielen unangenehmen Dingen unseres Alltags, besonders wenn sie derzeit «nur» andere betreffen; es ist so einfach, wegzuschauen von Armut und Obdachlosigkeit, vom alltäglichen Rassismus, wenn ein Bettler oder ein Zuwanderer beschimpft wird oder wenn Kinder immer wieder blaue Flecken haben.

Eine Gruppe von KünstlerInnen wollte nicht mehr wegzuschauen und sie wollte auch andere dazu bringen, «den Blick zu öffnen». Bei der Ausstellung im Wiener Künstlerhaus geht es ums Hinschauen, und zwar besonders bei Kindern: Wir sollen aufmerksam werden, wenn Kinder sich «komisch» verhalten, wenn wir sie schreien hören, wenn – es gibt viele Hinweise auf Gewalt.

Auch Künstlerinnen und Künstler haben Familie und Kinder, mehr als 20 folgten dem Aufruf von Tanja Prušnik und Ina Loitzl zur Teilnahme an der Ausstellung «Den Blick öffnen», die unter dem Ehrenschild von Margit Fischer brisante Beiträge von hoher ästhetischer Qualität präsentiert.

Schon wenn man die festliche Treppe zum Obergeschoß des Künstlerhauses am Karlsplatz hinaufsteigt und sich nicht damit aufhält, die Bilder von Kaiserin und Kaiser ehrfurchtsvoll zu begrüßen, sondern hinaufschaut, erkennt man/frau eine zentrale Installation «rejected» von Barbara Bernsteiner, die den Grundgedanken der Ausstellung ins Bild bringt: lauter kleine graue Spielzeugpuppen, an die Wand gepinnt wie die Fliegen und Schmetterlinge im alten Naturgeschichtskabinett, aber nicht ganz so in Reih und Glied. Alle sind auf den ersten Blick gleich und fast alle verletzt: Einer ist der Kopf gespalten, einer klappt eine Bauchwunde, etlichen sind die Beine verrenkt

oder die Arme ausgerissen. Aber es sind nicht Puppen, sondern graue gehäkelte Hüllen, mit denen Barbara Bernsteiner eine Puppe bekleidet hat: Das Püppchen, das als Schneiderpuppe für alle weiteren Figuren diente, hat Bernsteiner längst wie versprochen ihrer Tochter zurückgegeben. Die Multiples, hergestellt aus grauer Wolle mit der Häkelnadel, sind vielfältig wie die Formen der Gewalt, aber gleichförmig wie ihre immer gleiche zerstörerische Wirkung.

In blutig-erotischem Rot erstrahlen die Unterhöschen und -sockchen, die Ona B. stramm in Reih und Glied angeordnet hat. Kinderunterwäsche wird, berichtet die Künstlerin, in Thailand vor Häuser gehängt als Zeichen, dass es hier Kinder zu kaufen gibt. So wie bei uns der grüne Busch vorm Heurigen oder das gelbe M vorm Burgerladen.

Margret Kohler-Heilingsetzer zeigt uns ein leeres Gitterbett, in dem Kinder geschützt werden sollen oder eingesperrt werden können, das, von der Lichtkünstlerin Victoria Coeln ausgeleuchtet, dramatische Schatten wirft. Hinter dem Gitterbett liegt eine Landschaft von «Köpfe-Polstern» mit aufgedruckten

Fotos von Terrakottaköpfen – Köpfe von Menschen unterschiedlicher Hautfarbe und jedes Alters, offenkundig aus aller Herren Länder. Diese Köpfe erinnern an all die unglücklichen, unbekanntenen Menschen, die der Gewalt hilflos ausgesetzt sind. Gewalt gegen Arme, ZuwanderInnen, Flüchtlinge, Kinder ist allgegenwärtig, an die Boatpeople vor Lampedusa und an Bettler haben wir uns schon gewöhnt. Keineswegs gewöhnen sollten wir uns daran, dass Kinder in aller Herrgottsfrüh von Polizisten – da ist es schon wurscht, ob von solchen mit schwarzen Masken, Helmen und Waffen oder von lieb lächelnden, blonden Frauen in Zivil – abgeholt und in irgendwelche Länder in eine unsichere Zukunft abgeschoben werden.

Gewalt kommt manchmal auch ganz unauffällig daher, auf leichten Flügeln, wie die Flugdrachen von Anna Rubin. Gerne lassen die Kinder Drachen steigen, wenn ein ordentlicher Wind weht. Aber leicht ist das filigrane Geflecht zerstört. Deborah Sengl zeigt, wie vertraut Gewalt wirken und fast schon spielerisch, lieb und nett daherkommen kann, wenn sie «nur das Beste fürs Kind will» und es zum Training ans



Ina Loitzl und Tanja Prušnik (Kuratorinnen) mit Direktor Peter Bogner vor der Installation «rejected», bestehend aus 50 Textilobjekten von Barbara Bernsteiner

Augustin-Führung: Philipp Maurer führt am Freitag, dem 18. Februar 2011 um 15 Uhr durch die Ausstellung. Für Augustin-KolporteurInnen (Ausweis) und Augustin-LeserInnen (Augustin unterm Arm!) freier Eintritt.

Klavier oder in die Eislaufschuhe zwingt.

Eine Holzfigur von Karin Frank erinnert an die römische Laokon-Figur aus dem 2. Jahrhundert, die heute im Vatikan steht. Jemand kämpft gegen eine Schlange, ein Mensch ohne besondere Kennzeichen, jeder und jede kann es sein. Er ist schon ganz umschlungen, verstrickt, er wird den Kampf verlieren. Mario Dalpra fasst den Zweck und die Deutlichkeit der ganzen Ausstellung ins einem Bildtitel zusammen: «I will bite everybody who is asking what's the meaning of the painting.» (Ich werde jeden beißen, der fragt, was das Bild bedeutet.)

Eine weitere Ausstellung zum selben Thema mit sehenswerten Arbeiten von Johanna Klement, Darina Peeva und anderen ist in der Kro Art Contemporary am Getreidemarkt 15 zu sehen. Auch Information über Beratungs- und Hilfsorganisationen für Kinder oder andere Opfer von Gewalt bietet die Ausstellung. Und einen kleinen Katalog, damit wir beim Hinausgehen nicht schon wieder alles vergessen.

Philipp Maurer

I N F O

«Den Blick öffnen» im Wiener Künstlerhaus, 1010 Wien, Karlsplatz 5, bis 2. März 2011, täglich 10–18 Uhr, Do., 10–21 Uhr

Finissage 27. 2., 16–18 Uhr: Alfons Haider liest Christine Nöstlinger, «Ia de gaunz oamen Kinda»

Zwei neue Filme von Peter Kern. Einer mit Helmut Berger ...

Mitmach-Mörder-Movie

Anlaufwort Nachdem mich im Jahr 2009 eigentlich kein Kinofilm mehr berührte als Peter Kerns «Blutsfreundschaft» – ein Drama über perspektivlose Jugendliche, die einen Ausweg aus ihrer Tristesse fatalerweise in der Neonazi-Szene suchen –, war die Vorfreude auf Kern'sche Nachfolgewerke groß.

Anfang 2010 feierte schließlich auf dem Filmfestival Diagonale Kerns neue Produktion «King Kongs Tränen» seine Welturaufführung. Ein absolut schräger Film, der leider nicht das Budget von «Blutsfreundschaft» zur Verfügung hatte und auch sonst nicht sonderlich viel mit seinem Vorläufer zu tun hat. In «King Kongs Tränen» spielt Peter Kern selbst die Hauptrolle, er gibt einen erfolglosen Schauspieler, der zu einem demütigenden Casting gerufen wird, das Gehirn einer Lehrerin versteinert und seinen Brustwarzen Namen gibt. Ein skurriles Feuerwerk, das man gar nicht erklären kann, sondern gesehen haben muss. Obwohl sich darin eine Absurdität an die andere reiht, kommt einem dennoch so manche Szene des Films aus dem österreichischen Alltagsleben bekannt vor, etwa wenn Gregor Seberg als rassistischer Busfahrer auftritt. Einen regulären Kinostart für «King Kongs Tränen» gab es noch nicht, Aufführungen in Wien sind aber bereits für den März geplant.

Ebenfalls noch ohne fixen Kinostarttermin, aber mit Spannung erwartet und im Programm der diesjährigen Diagonale ist Kerns eben fertiggestellter Film «Mörderschwestern», der die Patientenermordungen im Krankenhaus Lainz der 1980er Jahre als Rahmenhandlung hat. Für dieses Projekt konnte Kern erneut, nach dessen furiosem Kino-Comeback in «Blutsfreundschaft», schauspielende Helmut Berger gewinnen.

«Zwischen Helmut Berger und mir hat sich durch die Arbeit an «Blutsfreundschaft» eine Freundschaft entwickelt und auch eine Akzeptanz als Künstler. Daher ist er wieder mit dabei», sagt Kern. Für «Mörderschwestern» verspricht der Regisseur einige Überraschungen und technische Innovationen, die auf den Zuschauer zukommen sollen. «Ich habe in 20-jähriger Arbeit gemeinsam mit einer deutschen Firma ein neues Filmsystem erarbeitet, das ich «Mörderama» nenne. Eine Figur aus dem Film schaut dabei in die Kamera, spricht das Kinopublikum direkt an und fragt, wer getötet werden soll. Der Zuschauer im Kinossessel kann dann unter vier Optionen wählen, drückt einen Knopf auf der Mörderama-Fernbedienung und entscheidet, wer in der Filmhandlung ermordet wird. Damit steigen



FOTO: ALEXANDER DUBKOWITSCH

Helmut Berger – hier im Augustin-Gespräch – spielt den guten Arzt. Darum muss er sterben ...

wir in die abgründigen Gedanken des Publikums, und das Publikum wird zum potenziellen Mörder», erklärt Peter Kern. Wie dieses Mörderama-Mitmachkino technisch gelöst wird oder ob es sich – wie bei Kern eher zu vermuten ist – um reine Illusion handelt, wird sich hoffentlich bei der Diagonale-Premiere Ende März zeigen. Zuseher und Filmakteure miteinander kommunizieren zu lassen, sei jedenfalls, so Kern, ein uralter Traum der Kinogeschichte. «Bereits Woody Allen hat das in «Purple Rose of Cairo» gezeigt. Jeder Regisseur, der mit Kino zu tun hat, möchte, dass sich die Leinwand öffnet und jemand aus der Filmhandlung in die Realität hinaustritt. Oder dass der Zuschauer in den Film hineingezogen wird», führt Kern aus.

Junkie von Melancholie und Harmonie

Helmut Berger, österreichischer Film-Weltstar aus der glorreichen Zeit des europäischen Kinos der 60er und 70er Jahre, spielt in «Mörderschwestern» einen Arzt, der in seinem Krankenhaus ein Mordkomplott aufdeckt und schließlich selbst ermordet wird. Über die neuerliche Zusammenarbeit mit Peter Kern sagte Helmut Berger zum Augustin: «Kern und ich sprachen schon vor einem Jahr über dieses Projekt. Fälle wie die Morde im Krankenhaus Lainz gab es nicht nur in Österreich, sondern auch in Frankreich und Spanien – so etwas wird immer wieder passieren. Wir leben momentan in einer großen Krise – nicht nur in einer ökonomischen, sondern auch in einer mentalen und ethischen Krise. Wir alle tun das.»

So spannend Berger das Drehbuch zu «Mörderschwestern» auch fand, mit Kerns Intention, das Publikum ins Kino zu locken, um ihre Mord-Instinkte zu wecken, kann sich der ehemalige Visconti-Schüler nicht richtig anfreunden. «Wenn das einer machen darf, dann Hitchcock. Aber Hitchcock kann man sowieso nicht nachmachen», so Berger.

Gespannt darf man bei «Mörderschwestern» nicht nur auf das filmische Endprodukt sein, sondern auch darauf, wie die heimische Medienlandschaft mit dem erneuten Comeback Bergers auf der Kinoleinwand umgeht. Seit dem letzten Augustin-Artikel über den medialen Umgang mit Helmut Bergers jüngerer Karriere hat sich diesbezüglich leider nichts verändert. Österreichische Berger-Schlagzeilen gab es nur in Verbindung mit Alkoholabstürzen und Geldproblemen, wobei sich die wenigsten heimischen Blätter die Mühe machten, die aus der deutschen BILD-Zeitung übernommenen Artikel wenigstens umzuformulieren.

Zu der Tatsache, dass er heute nicht mehr so viel Geld zur Verfügung hat, wie in den 1970er Jahren, in der Hochzeit seiner Karriere, sagte Helmut Berger zum Augustin schlicht und einfach: «Ich wäre ja blöd gewesen, mein ganzes Geld auf die Bank zu geben. Dann wäre ich zwar stinkreich, wenn ich alt bin, aber was macht man schon mit dem Geld als alter Mann?»

Und wie definiert sich Helmut Berger selbst? – «Ich bin ein Junkie. Ein Junkie von Melancholie und Harmonie.»

Michael Lippitsch

Herr Böhm, der Hydrant

Der Protagonist, ein Dichter, aus dem unveröffentlichten Roman «Brbrmm! oder Der liebe Gott und das Mädchen Physik» von Raoul Starka nimmt die Leserin, den Leser mit auf seine Flanerien durch Wien. Er führt u. a. einen Dialog mit dem Südwind, versucht einen aus einem Lieferwagen gefallenem Zwergkarpfen zu retten oder unterhält sich in einer sehr alten, einfachen, aber schon vergessenen Sprache mit einer «Elferelfe». An dieser Stelle ein Kapitel aus dem Roman mit dadaistischem Esprit.

Aus der Vorgeschichte: «Brbrmm!» machte der Dichter im Bett seiner Schwester. Er dachte an Matchboxautos. Die Lampe fiel vom Nachtkästchen auf den Holzboden und gab von dort mehr Licht. Jetzt begann sein Buch. Sagen wir, das Buch handelt von einer Gemischtwarenhandlung, dachte der Dichter. Ein schönes Thema wäre auch das Unrecht auf Erden, aber stinkfäde. Und vor allem: keine Handlung. «Dann eben die Gemischtwarenhandlung» sagte der Dichter. Aufschreiben und erzählen war sein Beruf. Das wusste er jetzt und machte sich eifrig Notizen in seinem kleinen, schwarzen Notizbuch. «Vielleicht wird unser Buch auch in andere Sprachen übersetzt, auf Griechisch oder Latein zum Beispiel», sagte der Dichter, blickte dabei kurz zum Plafond und dann über seine rechte Schulter zum eierschalenfarbenen Kopfende des Betts. Es war jetzt schon seit einiger Zeit sein Bett. Oberhalb seines Kopfes klebte ein Bild von Lucky Luke, der den Dichter schon längere Zeit beobachtet hatte. Es war einmal eine Welt, mitten im Universum, da war alles gemischt. Äpfel und Birnen, Karotten und Birnen, Innereien und Batterien, Katzen und Hunde, gehbehinderte Eulen und Backhendl, alles gemischt. Dann kam eine große Flut und alles war nass. Dann kam ein böser Wüstenwind und alles war staubtrocken. Dann kam der liebe, blöde Gott und alles wurde geordnet. Dann kam sein Sohn und wollte alles noch besser ordnen ...

Der Dichter ging mit seinem toten Karpfen in den Park gegenüber vom Südbahnhof. Die Bäume warfen keine Schatten, das Wasser im Teich wechselte nicht seine Farben. «Ich will ihn zu seinen Brüdern und Schwestern schmeißen», sagte der Dichter und warf den toten Karpfen in den Teich.

Das Aufplatschen des Fisches war das hässlichste Geräusch, das er jemals gehört hatte. Jetzt kam auch wieder dieses Hungergefühl. Er drehte sich um, rannte los, über den Zebrastreifen drüber, rot war's, wurscht, über die nächste Straße, grün blinkt es, grün blinkt es, grün blinkt es, rannte über den Gürtel, eine sehr breite, gefährliche Straße – das können die Menschen, die das auf Latein oder Griechisch lesen, nicht wissen, – rannte hinauf Richtung Westbahnhof, vorbei an Schaufenstern von Motorsäbengeschäften, da leuchteten Augen vor Benzin, und dann leuchtete rechts vor ihm ein grün-gelbes Schild: «Wienerwald – auch zum Mitnehmen über die Gasse».

Der Dichter blieb stehen, keuchte kurz und trat ein: «Grüß Gott, ich krieg bitte ein halbes Grillhenderl mit Pommes Frites und ein Coca Cola.» «Grus Güt, issa hüte schon us di Grühündl, tuta mir lüd.» «Pfa he!» «Büte?» «Nein, danke, Sie können ja nichts dafür, macht nichts, ich kauf mir irgendwo einen Apfel, das ist eh gesünder, und ich hab Äpfel sehr gern, das ist so ein frischer Geschmack im Mund!», sagte der Dichter. Der Grillhendlverkäufer sagte nichts mehr und schaute auf einmal ganz ernst, fast traurig. Der Dichter wunderte sich über den komischen Gesichtsausdruck des Grillhendlverkäufers und ging wieder raus auf die Straße. Das mit dem Apfel war natürlich gelogen, aber der Dichter dachte an seine Oma in der Birkengasse, und dass sie früher immer einen halben Apfel zum Brathendl dazugelegt hatte. Er sah jetzt ihre krummen Beine, hörte ihr Ächzen und Salzen, er sah die scheußliche, achteckige, weiße Uhr, oberhalb der Waschmuschel, hörte ihr lautes Ticken, am Nachmittag tickte sie am lautesten. Dann las seine Oma die Zeitung, fuhr mit dem Finger die Zeilen entlang und dabei wispelte sie jedes Wort wie die alten Frauen in der Kirche. Einen Apfel wollte der Dichter jetzt auf gar keinen Fall, sondern etwas Heißes, Gutes, ein Würstl zum Beispiel. «Am liebsten wäre mir ein Würstl vom Würstelstand neben den Fiakerpferden, da riecht es so gut nach Pferd» sagte der Dichter.

«Wäre mein Bauch doch nur ein Flughafen»

Es begann zu regnen. Zwei große Wolken schoben sich auseinander, wie wenn sie aus Senf wären, und man mit einem Würstl ordentlich eintunkt, dachte der Dichter. Mitten im Wolkenloch erschien ein Flugzeug, es flog Richtung Flughafen



ILLUSTRATION: CARLA MÜLLER

Schwechat. Dort wohnte sein Bruder. Mit ihm hatte der Dichter erst einmal in der Nacht Würstel gegessen, und nur einmal hatte sein Bruder ihm erzählt, was er wirklich fühlt und fürchtet. Das war an einem Vormittag, in einem Lokal auf der Roten-Turm-Straße. Die Sonne schien auf einen Marmortisch und das schwarze Sesselholz war heiß. An diesem Tag war die Sonne gelb und still. Da waren offene Fenster, und sie saßen an diesem Vormittag drei Jahre an einem Tisch. Und nach zwei Sekunden war dieser Vormittag zu Ende. Das Flugzeug verschwand in der mondgelben Wolke, und das Wolkenloch verschloss sich wieder. Der Dichter dachte: Wäre mein Bauch doch nur ein Flughafen, da würde es immer schön kribbeln, und alle Menschen,

sehr viele zumindest, würden auf meinen Bauch wollen, immer wieder. «Wünsch dir das nicht» sagte jemand. «Wer spricht da?» «Ich, der Herr Böhm, der Hydrant. Ich steh' eh neben dir.» «Kannst du meine Gedanken lesen?» «Ja.» «Hm. Hättest du auch gern ein Würstl, Herr Böhm?» «Nein ... na ja, manchmal vielleicht.»

«Jetzt seh' ich erst, du heißt ja: Gratz & Böhm, also – so steht's auf deinem Kopf.» «Ja, Gratz hat die Oma von der Oma von ... also die waren sehr wohlhabend, aus Ungarn oder so.» «Tschechien.» «Auch möglich.» «Aber jetzt nennst du dich einfach: Herr Böhm.» «Ja, das Gratz & Böhm klingt so übertrieben, obwohl ...» «Von Gratz & Böhm wär' schön» sagte der Dichter. «... von der Böhmerheide ... zu Gratz

von der Böhmerheide» sagte der Herr Böhm, der Hydrant, und jetzt wurde auch sein rechter Stutzen feucht. «Zu Gratzen von der Böhmerheiden!» sagte der Dichter und schnippte mit den Fingern. «Hoi, joi joi!» sagte der Herr Böhm zu Gratzen von der Böhmerheiden, und in seinem Bauch rauschte und gurgelte es. «Und da neben dir ein Würstelstand und rundherum Fikakerpferde.» «Das wär' schön.» Jetzt berührte der Dichter den Hydranten kurz am Hals, so als wollte er ihm einen Hemdkragen richten. Seine Oma mit den krummen Beinen und den Veilchen im Garten hat das früher oft gemacht. Die Großmutter mit den Forsythienstauden nicht. Die hatte gerade, stramme Beine, lag den ganzen Tag im Bett und löste Sphinx-Kreuzworträtsel. Jetzt bemerkte der Dichter, wie kalt der Hydrant war, wie Eisen, und trat wieder einen Schritt zurück. «Du hast so komische, kurze Hände» sagte der Dichter. «Mehr brauch' ich nicht.» «Na ja, aber zum In-den-Senf-Eintauchen mit den Würsteln?» «Hab ja keine.» «Auch wahr.» «Und wenn ...», sagte jetzt ganz schüchtern der Hydrant, «... also, wenn du mir Würstel bringen würdest, ja, dürft' ich dich dann bitten, dass du mir die Würstel in den Senf ...»

«... und in die Mayonnaise und in das Ketchup eintauch', ja, na klar!», lachte der Dichter. «Na dann – vielleicht geht es sich ja irgendwann aus bei dir.» «Ja, irgendwann, nein, ich mein' ... eh schon bald.» «Ja» sagte der Herr Böhm, der Hydrant. Jetzt war eine Pause, die dem Dichter sehr lange vorkam. Er dachte an eine Fabrik, in der er einmal gearbeitet hatte und er dachte an Eisenstangen und an das Geräusch von Eisenstangen. Er sagte: «Hast du eigentlich einen Bruder?» «Ja, so ein Gratz müsste noch irgendwo in Ungarn oder ...» «... in Tschechien, in Prag vielleicht?» «Ja, vielleicht, und eine Böhm, angeblich eine sehr schöne Frau mit einer wunderschönen Stimme, also die soll sogar in Wien schon gesehen worden sein. Ist aber jetzt in Paris oder irgendwo.» «Wahnsinn.» «Ja.» «In Paris war ich noch nie», sagte der Dichter. «Ich auch nicht», sagte der Hydrant, und der Regen wurde lauter. ■

Andre und ich essen Pizza

Ist dem Bettler bewusst, von wessen Almosen er hier lebt? Über den gescheiterten Versuch eines Augustin-Mitarbeiters, in die Welt eines Bettlers im Brüsseler Europaviertel einzudringen.

24. Dezember. Die für Brüsseler Verhältnisse erheblichen Schneemassen beginnen sich in Matsch zu verwandeln. Zwischen den riesigen Eurokratenburgen verlieren sich nur vereinzelt Menschen. Die meisten haben längst ihren Heimaturlaub irgendwo in Europa angetreten. Unmittelbar vor der österreichischen EU-Vertretung sitzt frierend ein etwa 25-jähriger Mann und bittet die wenigen Passanten an.

Was denkt ein junger Bettler über die Tausenden Beamten, die er in einer normalen Arbeitswoche an ihm vorbeilen sieht? Ist ihm bewusst, dass er von den Almosen der Akteure des europäischen Machtzentrums lebt? Hat er eine Ahnung davon, wie gut sie verdienen? Warum verbringt er gerade den Weihnachtstag in dieser für zwei Wochen fast menschenleeren, vom Schnee eingeweichten Betonwüste, wo er sicher nur einen Bruchteil dessen erbetteln kann, was er zur gleichen Zeit von den Weihnachtsgeschenkverkäufern in den Einkaufsstraßen des Stadtzentrums bekommen könnte? Wo ist seine Familie?

Fragen, die vielleicht nicht nur mich interessieren. Sondern, zum Beispiel, auch Leserinnen und Leser des Augustin. Ich gehe auf den Bettler zu, werfe ein Geldstück in seinen Becher und mache ihm einen Vorschlag: «Würden Sie eine Essenseinladung annehmen und mir dafür ein Interview für eine Zeitung geben?» Meine französische Frage beantwortet er mit der Gegenfrage, ob ich spanisch spreche. «Nur ganz wenig», antworte ich wahrheitsgemäß. Dass das mit dem Interview nichts wird, ist mir schon klar, als der Bettler sich erhebt, um mir zum nächsten Restaurant zu folgen.

Dasselbe und ein Cola

Die Pizzeria ist fast leer. Uns wird ein Platz am Rand des Lokals zugewiesen. Ich fühle mich mit meinem Gast ins Abseits gedrängt und spüre misstrauische Blicke der drei Kellner, die nichts zu tun haben, als uns zu beobachten. Ich kann mich nicht auf die Speisekarte konzentrieren und finde die Seite mit den Pizzen nicht. Meinem Gast scheint es ähnlich zu gehen, er

starrt unentwegt in die Karte. Schließlich finde ich die Pizzaseite erst mit Hilfe eines Kellners und bestelle eine Thunfischpizza. Mein Gegenüber murmelt etwas, das wohl bedeutet, dass er dasselbe will. Als Getränk bestellt er von mir abweichend ein Cola. Das beruhigt mich irgendwie.

Er komme aus Spanien, Sevilla, sagt der junge Mann. Seine wenigen Worte – er sagt sie ganz leise – klingen für mich nicht so, als entsprängen sie seiner Muttersprache. Andererseits kann ich das nicht wirklich beurteilen. Ob er noch andere Sprachen spreche, frage ich, um herauszufinden, ob er vielleicht ein Zigeuner ist. «Zigeuner», denke ich, weil es einfacher ist als «Roma und Sinti»; nach Romaneskenntnissen zu fragen, wage ich nicht.

Unser Gespräch verläuft äußerst stockend. Mein Minimalspanisch ist ein Hauptgrund, seine schüchterne, kaum hörbare Artikulation ein anderer. «Hast du Arbeit für mich?», ist das erste, was er mich fragt. «Putzen zum Beispiel.» Mir fällt ein, dass eine Putzhilfe bei der bevorstehenden Übersiedlung sehr nützlich sein könnte. Aber zugleich bin ich nicht sicher, ob ich dem Mann unsere Wohnung anvertrauen möchte. Jedenfalls kenne ich eine mir vertrauere Person, die diesen Job gern übernehmen würde.

Seit zwei Wochen sei er in Brüssel, sagt er. Habe ich ihn nicht schon vor ein paar Monaten an derselben Stelle betteln sehen? Jetzt erst bemerke ich, dass er immer noch seine zwei Jacken anhat und beide Kapuzen immer noch über den Kopf gezogen sind. Vielleicht war das vor ein paar Monaten doch ein anderer Bettler? Ich überlege, ihm vorzuschlagen, seine Jacke auszuziehen, wie man das in einem Restaurant üblicherweise macht, lasse es aber bleiben. Wahrscheinlich muss er seinen Körper möglichst warm halten, um auf der Straße besser durchzuhalten.

Eine gehörige Portion Misstrauen

Die Kellner weisen vier neuen Gästen einen Platz gleich neben unserem Tisch zu. Ich schäme mich dafür, den Kellnern schon beim Hereingehen unterstellt zu haben, dass sie uns als Feinde sehen. Ich schäme mich auch dafür, meinem Gast Lügen zu unterstellen. Andererseits: Hat er nicht allen Grund, Dinge zu erfinden, um durch mich seine miserable Situation etwas zu verbessern? Und habe ich dann nicht allen Grund, ihm zu misstrauen? Reflexartig greife ich nach meiner Geldbörse und suche meinen Fotoapparat. Alles noch da.

500 Euro koste seine Unterkunft in Brüssel, dort seien auch seine Frau und sein einjähriges Kind. Eine Gemeinsamkeit! Ich will wissen, ob er, so wie ich, erst seit kurzem Vater ist. Ein Jahr sei sein Kind, er habe keine Weihnachtsgeschenke und vor zwei Tagen habe es Geburtstag. Gehabt? Ich frage nach: «In zwei Tagen oder vor zwei Tagen?» In zwei Tagen. Natürlich, ein weiteres Argument, um Geld zu bekommen. Mein Misstrauen ist nach wie vor intakt. Trotzdem interessiert mich das Kind, an dessen Existenz ich nicht zweifle. Ich möchte seinen Namen erfahren. Da wird mir bewusst, dass ich noch nicht einmal den Namen meines Gesprächspartners kenne. Höflichkeitshalber stelle ich mich vor und frage ihn nach seinem Namen. Wieder kommt die Antwort leise und zögerlich. Erst nach mehreren Wiederholungen bin ich relativ sicher, dass er Andre heißt. Sollte ein echter Spanier nicht Andrés heißen? Egal, die Zigeunerfrage wird heute nicht mehr geklärt. Sie ist auch nicht so wichtig. Mir wird immer mehr bewusst, dass ich bei diesem Mittagessen mehr über mich selbst als über Armut, Ausgrenzung, Migration und dergleichen erfahre. Oder über Andre. Immerhin fühle ich mich jetzt berechtigt, Andre nach dem Namen seines Sohnes zu fragen. Samuel, ein schöner Name.

Andre kämpft mit der Pizza. Er schneidet sie ungeschickt. Die Gabel in der rechten, das Messer in der linken Hand. Auch sein Appetit scheint Andre im Stich zu lassen. Bei der Hälfte – ich habe längst aufgegessen – gibt er auf. Er kommt noch einmal auf die Miete zu sprechen. Ob ich ihm nicht mit 100 Euro aushelfen könne. Ich verneine mit dem Argument, dass ich meine eigene Miete zahlen müsse und für meine eigene Familie verantwortlich sei.

Eine Prise Kommunikation

Ich versuche, ein bisschen mehr über Andre zu erfahren. Ob er denn nie eine Arbeit gehabt habe. Nein, meint er – wenn ich es richtig verstehe. Wie lang er in die Schule gegangen ist? Andre scheint die Frage nicht zu verstehen. Ich wiederhole sie. «Escuela» ist doch das spanische Wort für Schule? Da bin ich mir ziemlich sicher. Andre scheint mir jetzt manchmal in die Augen zu blicken und sogar kurz zu lächeln. Vielleicht bilde ich mir das aber nur ein. Ob er gelernt hat? Studiert? En la escuela? Nein. Er schaut mich an. Ich schaue ihn an. Er versteht nichts von meiner Welt, ich verstehe nichts von seiner. Aber wir können miteinander reden. So recht und schlecht. Das ist besser

als nichts. «Kannst du lesen?» «Ein bisschen», sagt Andre.

Ich frage Andre, ob er noch Tee oder Kaffee will. Er verneint. Ich bestelle die Rechnung. Der Kellner fragt etwas unsicher, ob er unsere Teller abservieren dürfe. Jetzt mache ich doch, was mir vorher noch zu peinlich gewesen ist: Ich lege Andres Gabel parallel zu seinem Messer. Das Zeichen, dass man mit dem Essen fertig ist, kennt er offenbar nicht.

28 Euro macht die Rechnung. Umständlich krame ich in meiner Geldbörse. Ein Fünfziger, ein Zwanziger, ein Fünfer, kaum Münzen. Ich spüre Andres Blicke. So zu tun, als hätte ich gerade noch das Geld für die Zeche, spielt es nicht. Scheine müssen auf den Tisch. Der Fünfziger für den Kellner, der Fünfer für Andre. Er weist noch einmal auf die hohe Miete hin, auf Weihnachten, das fehlende Geschenk für seinen Sohn. Für Andres vermeintliche Geschichte gebe ich über 30 Euro aus, aber nur etwas mehr als fünf bekommt er selbst. Ausbeutung. Die zwei Euro Trinkgeld für den Kellner versuche ich, mit meiner Hand zu verdecken. Sie gehen an den Falschen, aber so gehört es sich nun einmal. Beim Hinausgehen erhöht Andre den Druck auf mein schlechtes Gewissen und kassiert auch noch den Zwanziger.

Eine seltsame Begegnung. Keine meiner Fragen wurde beantwortet. Ich habe nicht das Gefühl, jemandem wirklich geholfen zu haben, ich habe keinen Freund gewonnen. Lediglich der Händedruck und Andres Lächeln zum Abschied bleiben mir recht angenehm in Erinnerung.

Klaus Federmair



Armut und Reichtum in Wien. Ein Foto-Essay von @ock. Das Bild links unten, Rossauer Kaserne, ist nicht irrtümlich in diese Selektion geraten. Das Wiener Polizeifängnis ist nicht etwa mit Autorasern, sondern mit Bettlern und armen Schluckern überfüllt.



träumer-gastarbeiter

schau her ich schreibe ein gedicht
über mich und dich und uns und euch
und hin und her bla bla bla das ist mein
kleines poetisches melodramatisches
mein unvermeidliches gedankenspiel
nur damit wir näher zusammen kommen
bin ich jetzt genug assimiliert
bin ich kultiviert zivilisiert
bin ich dir ähnlich und nah
bin ich dir wert und gleichgestellt
und du sagst mir klare einfache worte
träume nur weiter du gastarbeiter
und jetzt husch husch ins bett

jobtraining

eins-zwei-drei eins-zwei-drei
arbeitstraining macht dich frei
bist du weiß oder schwarz
in unserem schönen reich
gauner sind alle gleich
konsum ordnung konkurrenz
arbeit macht die differenz
eins-zwei-drei eins-zwei-drei
arbeitstraining macht dich frei
für alle völker und nationen
die modernen institutionen
die armee von psychologen
job-berater pädagogen

alles gratis alles billig
wir machen dich arbeitswillig
eins-zwei-drei eins-zwei-drei
arbeitstraining macht dich frei

o lieber o mächtiger gott
hier in deinem schönen reich
alles ist so perfekt so rein
ich will ja auch frei
nur frei will ich ja auch sein

z. hd. herrn k.,
ams-berater

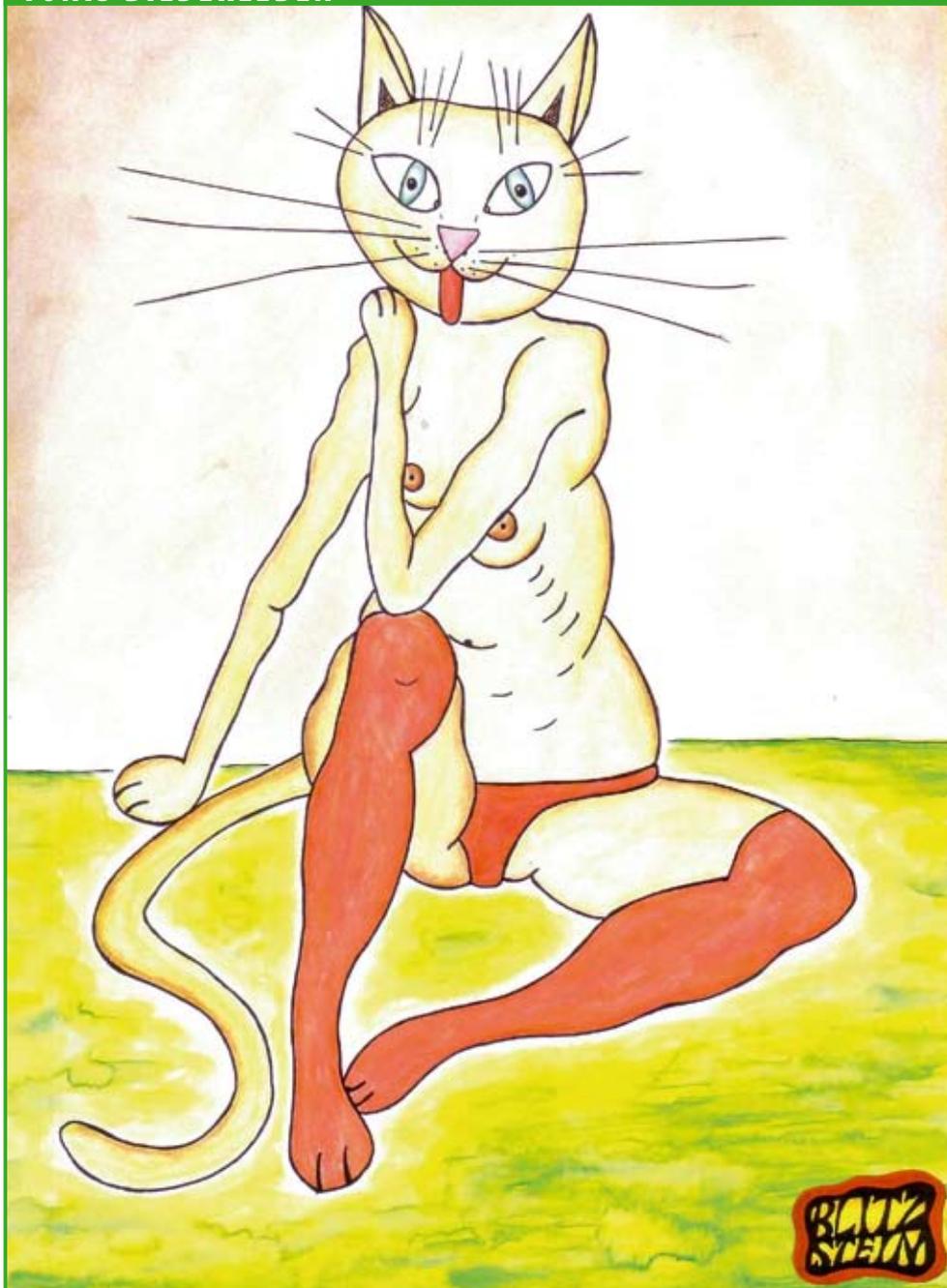
ich habe es schon langsam satt!
schreie ich verzweifelt
zu dieser stadt
zehn lange schwierige jahre
lässt du mich einfach im stich
nicht nur für die statistik
mach etwas auch für mich
und ein zyniker ruft zu mir
hör bitte auf mit dem schmäh
du bist ein fremder was willst du mehr
sozialhilfe kriegst du ja eh

woher kommst du
fremder

woher kommst du fremder
warum schleichst du
an unserer grenze
bist du stark genug
für große baustellen
und bereit und willig
für unsere edlen schwänze
...
oh mein edler und frommer herr
die not hat mich hierher gebracht
ich habe im regen von granaten
die ganze nacht im versteck verbracht
von krieg und elend und hunger
bin ich geflüchtet und vertrieben
und kann nur die verse schreiben
über einen traum vom frieden

Marinko Stevanović

TONIS BILDERLEBEN



AUGUSTIN

»Wir möchten nur von
Ihnen abhängig sein!«



Spendenkonto:
BAWAG 05 010 666 211

Frühes Frieren. Oder: Ein bürgerliches Zuhause

Da bin ich doch tatsächlich bei meiner Großmutter in einer Villa in einem kleinen Nest im südlichen Niederösterreich aufgewachsen. Ob wir wohlhabende Leute waren? Diese Vorstellung lässt mich lächeln. Das einzig «Herrschaftliche» an der «Eleonoren-Villa» war ihre Fassade – und von Komfort keine Spur.

Großmutter verdankte es sozusagen einem Gnadenakt seiner «Exzellenz, des Herrn Grafen – Brotgeber ihres Mannes, eines Försters –, dass sie, als sie jung Witwe wurde, die Wohnung im Erdgeschoss bis zu ihrem Tode behalten durfte. Das Ungemach begann schon, wenn wir Wasser benötigten. Die Bassena, an der die Türnachbarinnen im Sommer gern ein wenig schwatzten, lag draußen auf dem zugigen Gang. Wurde es kalt, umwickelte Großmutter das Rohr vorsorglich mit Stroh, um das Wasser vor dem Einfrieren zu bewahren. Wie viele Kannen schleppte sie doch von hier durch das dunkle Vorzimmer in die Küche! Wenn das Vorzimmer die Visitenkarte einer Wohnung ist, dürfte Großmutter recht unglücklich darüber gewesen sein, eine so schäbige präsentieren zu müssen. Hier roch es stets muffig, so oft man auch lüftete. Vom Gang her fiel nur ein schwacher Lichtschein durch die trüben Glasscheiben der Wohnungstür, und Besucher stießen oft genug gegen die gewaltige, mit Fichtenzapfen gefüllte Truhe, die im Finstern lauerte.

Zäh kämpfte Großmutter darum, ihrem Heim einen Hauch gepflegter Bürgerlichkeit zu verleihen. Sie weißte die Küchenwände, schrubhte keuchend den derben Küchenboden und legte duftende handgestickte Tischtücher auf, in deren Fransen ich Zöpfchen flocht. Doch so sehr sie sich auch mühte: Feuchtigkeit breitete sich auf der getünchten Wand aus gleich einer ekelhaften Krankheit, die von der Haut Besitz ergreift; Schimmel kroch die Winkel hoch und Rost fraß an den Küchenherden. Damit die hässlichen Flecken wenigstens für ein paar Wochen verschwänden, öffneten wir im Sommer weit alle Fenster – so lange, bis das Wetter umschlug und widerlicher Geruch, der von der fast überquellenden Jauchegrube hinter unserem Haus ausging, unsere Nasen beleidigte und damit bewies, wie sparsam die «Herrschaft» war, wenn es um Betriebsausgaben ging.

Die «gefertigte Witwe»

Zu den bleibenden Eindrücken meiner Kindheit gehört es, dass ich fror. Das konnten auch die riesigen Kachelöfen in den beiden Zimmern nicht mildern. Wahre Schaustücke gräflicher Großzügigkeit, verschlangen sie gewiss die Hälfte von Großmutter's karger Rente, wollte man mit ihnen die hohen Räume erwärmen. So streckten wir im Wohnzimmer unsere kalten Füße einem kleinen gusseisernen Ofen entgegen, den Großmutter neben den protzigen roten Riesen gestellt hatte. Daran änderte auch das von der gräflichen Forstverwaltung zugestandene «Deputat» nichts, drei Raummeter Brennholz jährlich, lediglich ein Gaumenkitzel für die holzfressenden Kachelmonster, wenn man die langen, schweren Winter und die kühlen, feuchten Übergangszeiten in unserem engen Tal bedenkt.

«Die ergebenst gefertigte Witwe erlaubt sich, seiner Hochwohlgeboren Herrn Grafen für die gütige Zuwendung von Brennholz, welches eine große Hilfe darstellt, ergebenst zu danken. In ergebenster

Dankbarkeit ...», ließ Großmutter mich jeden Herbst schreiben, weil sie mir eine bessere Orthografie zutraute. Ich habe es zu oft getan, als dass ich den Text nicht wörtlich im Ohr hätte, «gefertigte Witwe» musste es nach dem Willen der Großmutter heißen und nicht «unterfertigte» oder «endesgefertigte», das «untertänigst zu danken» konnte ich mit Mühe gerade noch verhindern, dass Großmutter aber den gräflichen Wohltäter nun drei Mal ihrer Ergebenheit versicherte, schien meiner starrsinnigen Ansagerin eher noch zu gefallen ...

Unserem Wohnzimmer fehlte, wenn ich so in Gedanken durch die Räume schreite, noch am ehesten der nicht abzuweisende Geruch der Armut. Dem mit Familienfotos dekorierten Flügel sah man sein kaputtes Innenleben nicht an, und über den billigen Teppich im Orientmuster hatte Großmutter zur Schonung einen verblichenen Läufer gebreitet, den sie nur an Festtagen entfernte. Hübsch waren hier die Möbel aus Großmutter's kurzen glücklichen Jahren, sie erinnerten an verspätetes Biedermeier, ihre Farben jedoch verbreiteten dunkle Melancholie. Dieser Raum aber besaß etwas Besonderes: Hirschgeweihe streckten ihre spitzen Enden der Decke entgegen, und mindestens zwanzig Rehrückel flankierten Großmutter's Lieblingsbilder, darunter ein sehr imposantes in einem goldenen Rahmen, das meinen Großvater im herrschaftlichen Jagdrock zeigte mit der Eichelhäherfeder auf dem weichen Filzhut, den derben, hohen Schnürschuhen und den Wickelgamaschen, mit Kaiserbart und Flinte, jung und unverseht ...

Anheimelnd sahen auch die breiten Ehebetten aus mit den massiven dunkelbraunen Aufsätzen und den gedrechselten Verzierungen, doch der Holzwurm hauste darin, sie knarrten und ächzten gar grässlich bei jeder Bewegung, und feines Holzmehl rieselte aus den Fugen. An der hellgrau gesprenkelten Marmorplatte des Waschtisches fehlte seit Jahr und Tag eine Ecke, und, seit ich denken kann, wurde in den großen Krug dort, der in einer porzellanenen Waschtischschüssel thronte, niemals auch nur ein Tropfen Wasser eingefüllt. Wir reinigten uns in der Küche in einem Lavoir.

Plagte uns im Winter die Kälte, der Großmutter mit einer Wärme flasche abzu helfen versuchte, wenn wir in dem ungeheizten Raum mit einem Tuch auf dem Kopf unter die schweren Tuchenten krochen, so besorgten dies im Sommer die Ameisen, die grausigen flugfähigen vor allem, die auf unserer Decke aufmarschierten und die wir gewohnheitsmäßig aus dem Bettzeug beutelten. Die kleinen flügellosen aber marschierten in wohlgeordneten Heerschaaren von einem Schlafzimmersfenster zum anderen und waren durch nichts auszu rotten. Es machte mich schauern, wenn Großmutter sie hastig auf die Mistschaufel kehrte, mit dem Schürhaken die gusseisernen Ringe des Küchenherdes hob und die Ameisen in die prasselnden Flammen schleuderte. Sollte Großmutter etwa gar eine grausame Frau sein?

Ich teilte mit Großmutter freudig die Ehebetten, und auf die Nachtkästchen hatte jede von uns gestellt, was von besonderem Wert für sie war: ich eine Puppe in einem eingedrückten Korb – die ganze Sehnsucht meiner Kindheit galt einem Puppenwagen –, Großmutter zwei silberne Leuchter und ein Kreuz für den Fall ihres plötzlichen Todes. Ihrem tapferen, unverzagten Herzen danke ich es, dass unsere Behausung trotz aller Dürftigkeit zu einer Heimat wurde.

Hilde Schmolzmüller

Aus der KULTURPASSage

Klassenunterschiede!?!

Ich bin ein Mensch, der nicht nur gerne ins Theater geht, ich lese auch gerne. Wenn ich ehrlich bin, hat sich diese Leselust erst in den letzten Jahren bei mir eingestellt, ich habe daher noch viel nachzuholen. Im Zuge meiner «Aufholjagd» lernte ich in den letzten zwei Monaten den Schriftsteller Bertolt Brecht kennen. Um nicht mit seinem schwierigsten Werken zu beginnen, legte man mir sein Theaterstück «Herr Puntila und sein Knecht Matti» ans Herz, und zwei Tage danach hatte ich es gelesen und war dankbar für diesen Tipp.

Wie der Zufall so spielt, wird derzeit im Volkstheater dieses Stück aufgeführt. Mit Spannung erwartete ich die Umsetzung der düsteren finnischen Dorfstimmung um 1940. Viele Gedanken hatte ich mir über mögliche Bühnenbilder gemacht, aber mit dem Vorhandenen hatte ich absolut nicht gerechnet: Stühle in verschiedenen Größen, eigentlich Übergrößen ließen den Eindruck einer Zirkusmanege entstehen, was durch die starke Schminke der DarstellerInnen noch unterstrichen wurde.

Diese Tatsache hat mich sehr enttäuscht. Wenn man ein Buch liest, konstruiert man sich sein eigenes Bild, man lebt direkt mit dem Geschehen mit. Das ist auch der Grund, warum viele Filme enttäuschend sind, wenn man vorher das Buch gelesen hat. Im Zuge der Aufführung entstand aber dann doch noch ein Wohlgefühl in mir, sofern das bei Brecht-Themen möglich ist. Dieses positive Gefühl erzeugten die SchauspielerInnen, die äußerst glaubwürdig und pointiert die schwierigen Texte umsetzten. Vor allem Heike Kretschmer imponierte mir, sie brillierte trotz undankbarer Rolle als Puntilas naive Tochter. Rückblickend war das Spiel von Herrschaft und Knechtschaft doch sehr beeindruckend.

Es handelt sich leider um eine zeitlose Thematik, wir leben noch heute in einer Zweiklassengesellschaft – zumindest zwei Klassen. Wahrscheinlich wollte der Regisseur Thomas Schulte-Michels genau diese Zeitlosigkeit mit seinem Bühnenbild ausdrücken. Auch wenn er damit meine ursprüngliche Erwartungshaltung nicht getroffen hat, ist ihm eine sehr ansprechende Inszenierung gelungen.

Im Anschluss an diese Vorstellung habe ich viel nachgedacht, allerdings nur sehr kurz über die Kulissen. Meine Gedanken gingen viel mehr in Richtung unserer Klassengesellschaft. Schon 1940 hat Bertolt Brecht über die Ausbeutung von Arbeitern und Angestellten geschrieben. Genau wie damals wird auch heute die Angst der Mitarbeiter, besser gesagt Untergebenen geschürt. Die sollen nur froh sein, überhaupt einen Job zu haben, überhaupt arbeiten zu dürfen. Das

ist ein Privileg, nicht jeder hat dieses Glück. Genießt diese Vergünstigung, aber seid nur ja vorsichtig, wenn ihr euch über die Bezahlung beswert, es gibt genug andere, die warten und es zu schätzen wissen! «Working Poor» ist also nichts Neues, bei uns allerdings war es nicht

immer so, dass Familien trotz Arbeitsplatz der ErhalterInnen verarmen!

Rudi Lehner

Nur noch zwei Vorstellungen, u. z. am 9. und 25. Februar, jeweils um 19.30 Uhr im Volkstheater.

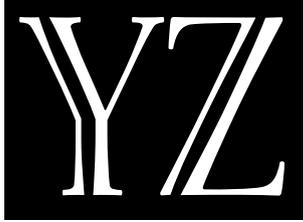
DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

Das Neue Wörterbuch des Teufels – letzte Folge

von Richard Schuberth



Yellow Press

Institutionalisierte Dummheit und beliebteste Ausrede der zahlreichen Dummköpfe in den sogenannten Qualitätsmedien.

Zahnsperre

Eine technische Vorrichtung, die besonders gutgläubigen Teenagern von Dentisten eingepasst wird, damit sie sich ihr grundloses Grinsen abgewöhnen.

Zebra

Fideles Pferd mit alkoholistischen Neigungen, das nach den Zebrastreifen benannt ist, auf denen es seinen Rausch ausschleift und von gleichsam trinkfreudigen Straßenarbeitern übersehen wurde, als sie diese nachbesserten.

Zensur

Karl Kraus schrieb, dass Satiren, die der Zensor verstehe, mit Recht verboten würden. So konnte geistreiche Satire am Ungeist der Zensur vorbei ihr Publikum erreichen. Heute verhält es sich umgekehrt. Heute übernehmen Kulturfunktionäre und -manager die Rolle der einstigen Zensoren, mit denen sie den Ungeist teilen: Sie fördern und publizieren Satiren, die sie verstehen, und löschen damit im Publikum die Erinnerung daran, dass es je was Besseres gab und wieder geben könnte.

Zerrspiegel

Der einzige Spiegel, der auf optische Täuschung verzichtet.

Zicke

Abfällige Bezeichnung einer Frau, die partout nicht so sein will, wie wir sie haben wollen, sich nicht am Gängelband führen lässt und die Last unserer Projektionen beharrlich abwirft. Bezeichnenderweise wird der Ausdruck weniger von den Ziegenhütern als von den anderen, den braveren Ziegen gebraucht.

Zigarette

Meisterleistung der Genussindustrie, die sinnlichen Freuden der Scheiterhaufenanzünder, der Straßenasphaltierer und der Schnullerlutscher in einem schlanken Papierröhrchen zu bündeln.

Zigarre

In Knackwurstform gepresste Tabakpflanze, durch deren Baffen ihre Genießer Mundkrebspflanzungen kultivieren und sich mit beinahe aristokratischer Pflanzungenbestitzerattitüde von den pöbelhaften, nur zigarettenrauchenden Lungenkrebszüchtern abheben.

Zigeuner

Sprachlich lose verwandte Volksgruppen, deren abwertende Fremdbezeichnung Zigeuner aus Gründen der Political Correctness durch die aufwertende Fremdbezeichnung «Roma und Sinti» ersetzt wurde. Vom lieben Gott als Gegenmodell zu den Schweizern erfunden. Kulturell interessierte Wohlstandsideologen der westlichen Welt sehnen sich nach deren Lebensgefühl, ohne die erniedrigenden Lebensbedingungen dieser Menschen mitkaufen zu wollen, auf denen dieses wie bunte Blumen auf der Müllhalde wächst. Aus Angst, diesem kreativen Biotop seinen Nährboden zu entziehen, versucht man zu verhindern, dass die Zigeuner Computerprogrammierer, also wohlhabend und langweilig werden wie wir.

Zionismus

Der Nationalismus der Spaßverderber. Jahrhundertlang haben wir sie bespuckt, ermordet und vertrieben, weil sie uns durch ihre Wurzellosigkeit ein ständiges Memento der Pathologie unserer Bodenständigkeit waren, und dann schlugen sie dort unten im Morgenland selbst Wurzeln. Diese Menschen sind völlig unfähig, aus den Fehlern ihrer Mörder zu lernen und haben somit jegliche moralische Autorität verspielt.

An den Opfern unserer nationalen Perversionen also ahnden wir diese. Einmal Sündenbock, immer Sündenbock. Aber gebt uns noch eine Chance. Lasst uns die Fließbandvernichtung von sechs Millionen Juden wiedergutmachen, indem wir wenigstens die Araber vor den Überlebenden schützen.

Zivilisationskrankheiten

Erkrankungen, deren statistische Zunahme den ungesunden Einfluss des zivilisatorischen Fortschritts beweisen soll, die indes nichts beweisen, als dass die Menschen dankbar sein sollten, aufgrund dieses ein Alter zu erreichen, in welchem sie ihren Krebs und Herzinfarkt noch erleben dürfen.

Zombie

Unwesen eines Horrorgenres, das den Menschen interessanterweise nur in der Jugend

das Fürchten lehrt, solange eben, bis sie selbst zu jenem mutiert sind.

Zungenkuss

Schnecken-schlabb-schlazerotik.

Zweierbeziehung

Das Streben von zwei Misern nach Vervollkommnung.

Zwietracht

Modische Unstimmigkeit.

Zyniker

Ein Begriff, der – wie das Wort *Untiefe* – zwei völlig gegensätzliche Phänomene bezeichnet.

1. Mensch, dem der Mensch Mittel und nicht Zweck ist.

2. Herzloser Mensch, der uns in unserer gelungensten sozialen Travestie noch nachweist, wann uns der Mensch Mittel und nicht Zweck ist.

Einer weiteren, sehr praktikablen Definition zufolge unterscheidet den Zyniker vom Normalmenschen, dass jener Interesse und Egoismus unserer Handlungen erkennt, während dieser durch seinen Mangel an solcher Erkenntnis vor Zynismus geschützt zu sein glaubt. Folgerichtig wurde der Vorwurf des Zynismus auf jegliche Erkenntnis ausgeweitet.

Einer mythologischen Lesart zufolge ist der Zyniker ein böser Engel, der sich mit einem guten Engel, dem Sarkastiker, endzeitliche Titanenduelle liefert. Der Sarkastiker bedient sich zynischer Kampfmittel, doch führt er dieses Schwert im Dienst höherer Humanität. Die kleinen Arschlöcher aber bringen beiden Superhelden die gleiche Bewunderung entgegen und nennen beide Zyniker, weil sie nicht deren ethischen Gegensatz, sondern nur die coole Rücksichtslosigkeit ihrer Waffenführung verstehen.

Fazit: Der wahre Zyniker ist immer der Populist mit Charisma, Handschlagqualität und der erstaunlichen Kenntnis unseres Vornamens, der liebenswerte Verführer, auf den wir unserer Natur gemäß zwingend hereinfallen, während wir jenen lästigen Neider als Zyniker wahrnehmen, der diesem wunderbaren Flötenspieler böse Absichten und uns ehrlichen Durchschnittsratten Dummheit unterstellt.

Zyste

Altgriechische Bezeichnung fürs menschliche Hirn.

Gefängnistagebuch IX (Schluss)

Was bisher geschah: Groll war von der Polizei angehalten worden, als er im alkoholisierten Zustand seinen Wagen vom Heurigen nach Hause lenkte. In der folgenden Szene, die vor dem Floridsdorfer Bezirksgefängnis in der Gerichtsgasse spielt, berichtet er dem Dozenten vom Verlust des Führerscheins und seiner Überlebensstrategie. Diese wird maßgeblich vom «Ständigen Ausschuss zur Klärung sämtlicher Welträtsel» bestimmt, der beim Binder-Heurigen im Floridsdorfer Ortsteil Groß-Jedlersdorf tagt. Der Dozent bittet Groll, ungeachtet der Geheimhaltung, ein ungelöstes Welträtsel zu nennen.

Es gebe deren viele, sagte Groll. Aus der Liste der ungelösten Welträtsel falle ihm zum Beispiel ein, dass noch immer ungeklärt sei, wie der anarchistische Fürstenspross Ervin Batthyány auf seinem Gut im westungarischen Bögöte dahinter gekommen sei, dass Joseph



Foto: Mario Lang

Haydn neben dem Chorkomponisten Michael Haydn noch einen Bruder hatte, Emerich oder Imre Haydn, der in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach Amerika auswanderte und sich als kämpfender Kapellmeister bei den Unabhängigkeitskriegen hervortat.

«Die Hymnen von drei amerikanischen Bundesstaaten gehen auf Imre Haydn zurück – Sie wissen, die Haydns hatten es mit den Hymnen, Joseph mit der deutschen und österreichischen, Michael mit diversen Chorhymnen der schwedischen Kirchenliteratur und der unbekannte Imre mit den Hymnen in der Neuen Welt. Was aber noch als Welträtsel untersucht wird, ist die Frage, wie es kam, dass auch die Hymne des US-Marine-Chors, das Lieblingsstück Winston Churchills, dessen Text von ihm gern bei Staatsempfängen rezitiert wurde, auf Imre Haydn zurückgeht.»

««From the halls of Montezuma / To the shores of Tripoli / We fight our country's battles» sprach der Dozent, der ein paar Semester in Harvard studiert hatte.

««If the Army and the Navy / Ever gaze on Heaven's scenes / They will find the streets are guarded / By United States Marines»», schloss Groll.

«Ich wusste nicht, dass Sie amerikanisch sprechen», sagte der Dozent und nickte anerkennend.

«Auswendig gelernt», sagte Groll. «Die Lautfolge sinnfrei auswendig gelernt. Die einzige Bildungschance von Leuten aus der Unterschicht.»

«Ich weiß», sagte der Dozent und sah Groll nachdenklich an.

Die Frage, wie Ervin Batthyány auf die Spur Imre Haydns gekommen sei und ob eine Tankstellenpächterin bei Wildungsmauer an der Donau, die weithin ob ihrer Musikalität gerühmt werde, tatsächlich eine Nachfahrin des Haydn-Clans aus dem benachbarten Rohrau sei, seien Welträtsel im besten Sinne, erklärte Groll. Ebenso wie die Frage, was Ludwig van Beethoven dazu bewegt hatte, Joachim Haspinger, den Ideologen des Tiroler Befreiungskrieges und engsten Mitstreiter Andreas Hofers, während einer Überquerung der Donau bei Nußdorf in den Fluss zu werfen.

159.
FOLGEHERR GROLL
AUF REISEN

«Die beiden kannten einander?» Der Dozent zog seine Stirn in Falten.

«Sie trafen einander regelmäßig», bekräftigte Groll. «Beethoven, wenn er mit einer Fährzille den Fluss übersetzte, um ein paar Tage im Sommerschoß seiner Gönnerin Gräfin Erdödy in Floridsdorf zu verbringen ...»

«Pardon, Sie meinen wahrscheinlich Sommerschloss», unterbrach der Dozent.

Er meine, was er sage, beschied Groll. Beethoven, wenn er ein paar Tage im Schoß seiner Gönnerin verbringen wollte, und Haspinger, wenn er von seinen Besuchen in der Wiener Innenstadt zu seiner Wallfahrtskirche in der Amtsgasse in Floridsdorf zurückkehrte, wo er aufrührerische Predigten hielt.

Wieder wollte der Dozent wissen, ob die Geschichte belegt sei.

Selbstverständlich, antwortete Groll. Man wisse sogar, dass Beethoven und Haspinger sich immer wieder stritten.

«Weiß man denn, worum es bei dem Streit ging?»

Groll nickte. «Es gibt Hinweise darauf, dass Haspinger von Beethoven die strenge Einhaltung der Sonatenform einmahnte. Beethoven wiederum forderte Haspinger des Öfteren vor Zeugen auf, den religiösen Humbug sein zu lassen und sich ausschließlich der Revolution zu verschreiben.»

«Weiß man denn, ob die Zeugen recht gehört haben?»

«An der Lösung dieses Welträtsels wird noch gearbeitet.»

«Ist es denn vermessen, davon auszugehen, dass Beethoven und Haspinger einen Vorläufer des «Ständigen Ausschusses» betrieben?» Der Dozent war sehr aufgeregt.

«Nein», sagte Groll ruhig.

So debattierten die beiden bis tief in die Dämmerung hinein. Dann holte der Dozent von einem nahen polnischen Restaurant Pirogen und Wodka, worauf sie das Gespräch in der Mitte der Gerichtsgasse auch noch fortsetzten, als die Nacht über Floridsdorf hereinbrach. Gegen Mitternacht umstellten Einsatzfahrzeuge der Polizei die beiden Freunde. Ein Beamter stieg aus und näherte sich vorsichtig. Seine rechte Hand öffnete die Pistolentasche.

Erwin Riess

Anfang des 19. Jahrhunderts waren viele alkoholisierte Fuhrwerker auf den Straßen unterwegs. Aus diesem Grund bevorzugte Beethoven die Fähre

Quantensprünge in der politischen Arbeit

20. 1.

Ich bin gerne gut informiert. Diese Informationen besorge ich mir auf die verschiedensten Arten. Ganz interessant finde ich speziell «CCTV». Ein über Satellit zu empfangender, chinesischer Nachrichtensender. Er sendet auf Englisch. Wie wir alle wissen, unterliegt der ja sicher keiner Zensur. «Sehr witzig!», meint mein Freund Karl zu dieser Thematik. Er durchschaut meine Scherze nicht immer. Aber es ist auf jeden Fall kein Fehler, sich diese «Nachrichten» einmal zu Gemüte geführt zu haben.

21. 1.

Es gibt eine bestimmte Kategorie von Menschen. Die sprechen klug aus ihrem Munde. Landläufig werden sie als Klugscheißer bezeichnet. Zu denen gehöre ich zumindest teilweise. Heute habe ich wieder einmal irgendeinen Spitzenpolitiker von einem angeblich großen Fortschritt in der, oder jener von ihm gemachten Arbeit reden gehört und bla, bla und überhaupt bla. Er meinte, das war ein Quantensprung. Jetzt mein Beitrag zur Bildungspolitik. Liebe VolksvertreterInnen und alle an Wissen wirklich Interessierten aufgepasst! In der Physik bedeutet der Ausdruck Quantensprung die kleinstmögliche Zustandsveränderung. Also stimmt diese Formulierung in der politischen Arbeit doch irgendwie. Jetzt bin ich etwas verwirrt und beende mein Oberlehrerdasein für heute.

23. 1.

Winter. Kalt. Draußen. Zum Glück nur draußen. Gut für die Natur. Schlecht für die RaucherInnen. Ich bin unterwegs in der Schnellbahn. Zwei Männer, die aufgrund ihres Gesprächsthemas scheinbar in einem großen Büro arbeiten, unterhalten sich über eine kleine Feier am verwichenen Wochenende. 15 Personen waren gemeinsam abendessen. Im Restaurant gab es ein kleines, überfülltes Raucherzimmer. Also kam es zu einem Lokalwechsel in Richtung «Rauchen erlaubt». Dort wurde dann auch noch ordentlich getrunken. Warum erwähne ich das überhaupt? Es wird ja gern gelautet «Rauchen ist tödlich». Das Leben aber auch. Und wie verhält sich das mit exzessivem Trinken?

24. 1.

Manchmal zweifle ich an meinem Verstand. Warum? Ja, weil ich immer wieder Diskussionen mitbekomme, in denen es um Sozialschmarotzer oder um die soziale Hängematte geht. Dabei geht es aber selten um Personen in der hohen Politik, oder um Steuerbetrüger mit «supersauberen» Westen. Mir tun die ExpertInnen bei Debatten über diese Problematik wirklich Leid. Denn solange Charakter, Ethik, Moral und ähnliche Fremdwörter nicht im Sprachgebrauch von wirklich reichen Leuten vorkommen, ist alles klug reden ziemlich sinnlos.

25. 1.

Sogar in Zeitungen mit einem gewissen intellektuellen Anspruch wird intensiv über einige bedeutungslose «Stars»

berichtet, die sich im australischen Dschungel wieder einmal ein nicht unerhebliches Taschengeld verdienen. Ich hatte ja bisher immer die Hoffnung, dass diese Fernsehformate nicht mehr schlimmer werden können, aber die «scripted reality» hat mich eines Besseren belehrt. Vermeintlich spontan passierende Dinge werden sehr wohl von außen beeinflusst, und speziell in Deutschland sollen damit scheinbar die Hartz-IV-EmpfängerInnen ruhiggestellt werden. Aber Vorsicht! Finanzielle Armut muss nicht zwangsläufig auch geistige Armut bewirken oder damit einhergehen. Ich flüchte hiermit verschärft in die Lektüre lustiger Bücher.

26. 1.

Ich habe wieder einmal mit mir selbst Probleme. Obwohl ich nicht unter Schizophrenie leide, scheine ich gelegentlich noch eine zweite Persönlichkeit in mir zu beherbergen. Die wiederum schämt sich, wenn jemand sich nach meiner Arbeit erkundigt. Es ist leider wirklich schwer, Kontakte zu knüpfen, wenn man einerseits ohne fixe Beschäftigung ist, andererseits einen gewissen intellektuellen Anspruch an mögliche Bekanntschaften stellt. Manche Menschen wünschen sich, mehr allein sein zu können. Aber lasst euch bitte Folgendes durch den Kopf gehen. Zu viel allein sein und sich dabei auch noch selbst im Weg stehen ist auch nicht lustig!

28. 1.

«Arvzmoä», meint Maudi. Ich bin mir zunächst nicht sicher, was sie mir damit sagen will. Auch der blinde Murli sieht das Gesagte sehr kontrovers. Beide Tiere hören übrigens auf den lokalen Dialekt der Region Mistelbach. Vielleicht werde ich den erlernen müssen, um meine beiden Stubentiger besser verstehen zu können.

1. 2.

Vor zwei Tagen hat extremer Husten von mir Besitz ergriffen. Wenn ich nicht gerade schlafe, dann döse ich vor mich hin. Trotzdem bekomme ich mit, dass sich in Ägypten schlimme Dinge abspielen. Mein kranker Körper stellt sich ein paar dumme, oder besser gesagt böse Fragen. Erfahren wir deshalb so viel über diesen Konflikt, weil dort viele Leute Urlaub machen? Oder geht es wieder um Erdöl? Geht es vielleicht doch um die unterdrückten Menschen im Land? Diese Überlegungen gehen jedoch in einem weiteren Hustenanfall unter.

3. 2.

Ich kämpfe mich durch meinen Text. Ich sollte längst fertig sein. Aber der Husten ist vehement dagegen. Er will sich noch immer nicht verabschieden. Was ich dem schon alles erzählt habe. Irgendwie scheine ich ihm egal zu sein. Das finde ich gar nicht nett von ihm. Aber ich werde ihm auf jeden Fall was husten!

Gottfried



TAGEBUCH
EINES
AUGUSTIN-
VERKÄUFERS

Es gibt eine bestimmte Kategorie von Menschen. Die sprechen klug aus ihrem Munde. Landläufig werden sie als Klugscheißer bezeichnet. Zu denen gehöre ich zumindest teilweise.

JAMES JOYCE

Ulysses

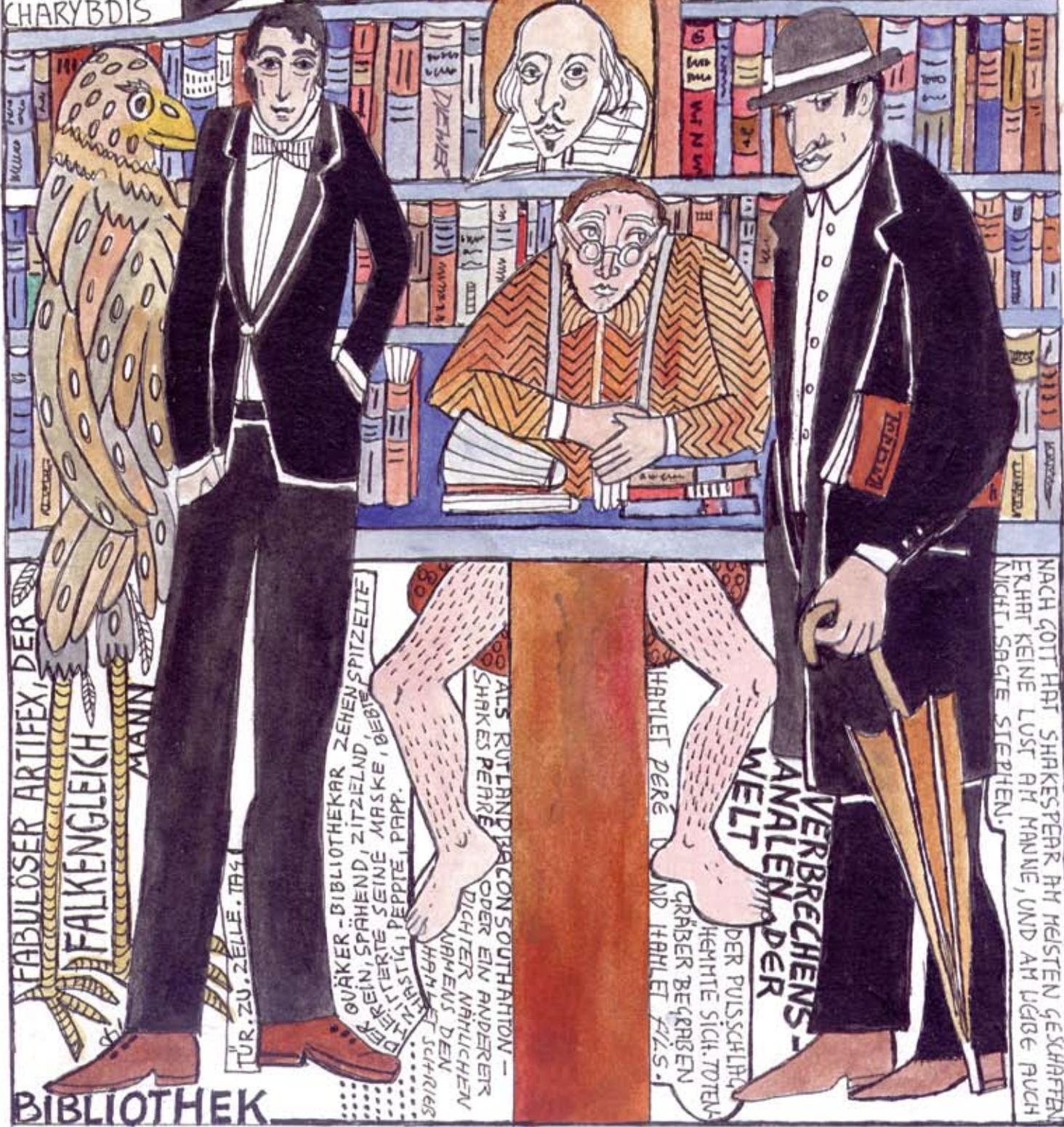
GEZEICHNET VON MAGDALENA STEINER

EIN BRUDER WIRD SO LEICHT VERGESSEN WIE EIN REGENSCHIRM. SCHWINGENSCHLÄGER

SCYLLA UND CHARYBDIS



2h



FABULÖSER ARTIFEX, DER
FALKENGLEICH
MANN

TÜR. ZU. ZELLE. TAST

OVÄKER - BIBLIOTHEKAR ZEHENSPITZELLE
EIN, SPÄHEND, ZITZELND,
TERTIE SEINE MASKE, BEBET
STÄTTIG, PEPPTE, PAPP.

ALS RUTLAND PRYCON SOUTHAMTON -
SHAKES PERRE
DICHTER NAHLICHEN
NHNENS DEN
HARLET SCHRIEIS

HARLET PERE D
ND HARLET FALS.

WERBRECHENS-
ANALEN DER
WELT

NACH GOTT HAT SHAKESPEAR AH HEISTEN GESCHAFFEN
ERHAT KEINE LUST AH HANNE, UND AH LIGBE RUCH
NICHT, SAGTE STEPHEN.

BIBLIOTHEK